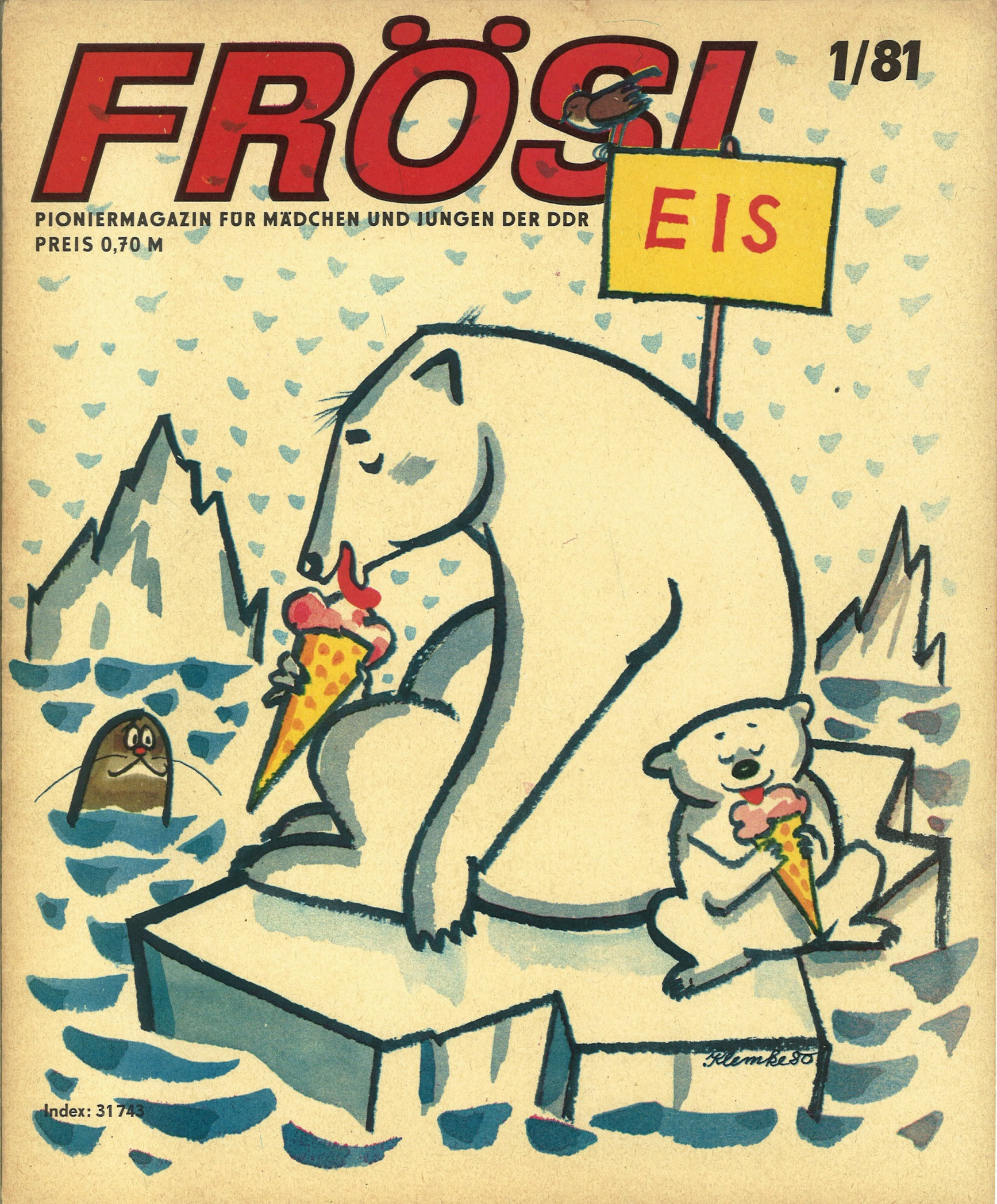
FRÖSI

1/81

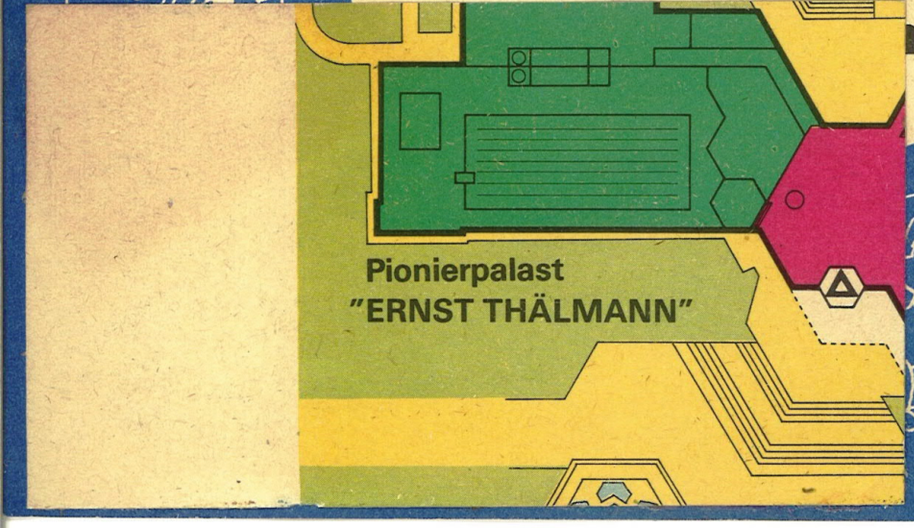
PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR
PREIS 0,70 M



Index: 31743

Ruck-zuck-FRÖSI-Druck

Abgucken und nachdrucken!
FRÖSI-Druckspaß zum Probieren!
Jederzeit druckbereit!
– dann drucken!



Bastelanleitung

Der Ruckzuck-FRÖSI-Druck-Rahmen muß zunächst mit dem Wachspapier bespannt werden. Schneidet es im Format 7 cm x 11 cm aus, und klebt es von hinten auf den Kartonrahmen. Aber aufgepaßt: Auch das Wachspapier hat zwei Seiten – eine Gewebeseite und eine mit Wachs beschichtete, die leicht klebrig ist. Die Wachsseite wird auf den Kartonrahmen geklebt. Die Gewebeseite muß beim Drucken auf dem Material liegen, das beschriftet oder bemalt werden soll.

Beachte:
Gewebeseite auf Papier, Farbe auf Wachsseite!

Druckanleitung

Sucht Druckmotive (Ornamente, Symbole oder Blumen), zeichnet sie auf weißes Papier und legt die fertige Wachsmatrize (so ist der richtige Name) darauf. Nun zeichnet ihr das Motiv auf dem Wachspapier mit einem harten, dünnen Gegenstand (Stiel vom Kamm, leere Kugelschreibermine, Büroklammer usw.) nach. Aber Vorsicht! Ihr dürft nicht allzu stark aufdrücken. Jetzt ist eure Druckform fertig. Gedruckt wird mit Wattebausch und Temperafarbe, mit breiten Faserstiften oder Textilfarbe. Legt dazu die Wachsmatrize auf das zu bedruckende Material, macht an den Wattebausch etwas Tempera- oder Textilfarbe (nicht zu viel) und streicht nun vorsichtig über die Zeichnung. Das Ergebnis ist der Ruckzuck-FRÖSI-Druck.
Wer mit der Wachsmatrize Schrift drucken möchte, der benötigt dazu eine Schreibmaschine. Spannt die geklebte Schablone in die Maschine ein, setzt das Farbband mit Vatis oder Muttis Hilfe außer Betrieb und tippt nun eure Namen und Anschrift oder andere Texte, die ihr vervielfältigen möchtet, mit der Maschine ab. Gedruckt wird auch hier so wie bereits beschrieben.

Zum Nachmachen

Bedrucken läßt sich mit dem Ruckzuck-FRÖSI-Druck Papier, Karton, Transparentpapier, Baumwollgewebe, Fahnenstoff und Holz. Gestaltet Einladungskarten, weiße Papierservietten, Briefpapier, Wimpelketten, Lesezeichen aus Zeichenkarton oder Stoff, Geschenkanhänger, Glückwunschkarten. Bedruckt weiße Baumwollnickys mit Ornamenten, Buchstaben oder lustigen Gesichtern, druckt Ornamentenleisten für die Ausgestaltung des Klassenzimmers oder helle Holzbretter für Solibasare. Schneidet Papierdeckchen (Faltschnitte) und druckt darauf lustige Motive für Geburtstagsfeiern oder Pioniernachmittage.
Bevor ihr beginnt, das Motiv zu vervielfältigen, solltet ihr auf jeden Fall einen Probedruck machen.
Bei vorsichtigem Umgang mit der Wachsmatrize lassen sich etwa zwanzig Drucke von einer Vorlage herstellen.

Text: Steffi Findeisen
Zeichnungen: Horst Alisch

Für Kinderpartys

Achtung, Schallratten!

Diese Kinderfest-Schallratte soll auf eurer Kinderfest-Schallplatte hocken und sich auf dem Kinderfest-Karussell mitdrehen. Zusammen mit dem beiliegenden Kinderfest-Poster hilft sie euch bei der Ausgestaltung eurer Kinderparty und ist als kleiner Disjockey Mittelpunkt eures Plattenspaßes. Dazu braucht ihr sie nur auszuschneiden, Kopf und Schwanzspitze zusammenkleben und auf eure Platte setzen. Schallrattenplattenknall! Knallrattenplattenschall! Kratzrumsknallbumm!

Zeichnung: Holger Thal

FRÖSI 1/81

PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

PREISAUFGABE

WAS WAR WANN?

Zeichnungen: Richard Hambach

Riesen-Rätsel-Rate-Test Nr. 5

Wir gehen in die zweite Hälfte unseres Daten- und Taten-Fünfjahrplan-Chronik-Riesenrätsels. Nicht nachlassen, Leute!

Auch heute lautet unsere Frage: Welches Ereignis aus der nebenstehenden Zeittafel ist in unserer Bildgeschichte dargestellt? Schneidet das Puzzle am Rand ab und setzt es zusammen. An die Stelle mit dem Fragezeichen gehört der entsprechende Buchstabe aus der Zeittafel. Löst das Bilderrätsel und schickt das Lösungswort an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Riesenrätsel Nr. 5. Einsendeschluß: 1. 3. 1981

Das zusammengesetzte Bild klebt ihr wiederum auf die Posterrückseite aus „Frösi" 9/80 an die Stelle, wo der entsprechende Zeittafelbuchstabe groß und rot zu sehen ist.

Zeittafel 1979

A Unterhaltungskünstler aus der DDR treten in 30 verschiedenen Ländern auf

B 7,6 Millionen Werktätige (95 Prozent der Gesamtbeschäftigten) erhalten drei Tage mehr Urlaub

C 2. 2. bis 5. 2. Weltfriedensrat tagt in Berlin (575 Vertreter aus 99 Ländern)

D 14. 3. 100. Geburtstag Albert Einsteins

E 20. 5. Wahlen zu den Kreistagen, Stadtverordnetenversammlungen, Stadtbezirksversammlungen und Gemeindevertretungen

F 1. bis 3. 6. Nationales Jugendfestival der DDR in Berlin

G 23. bis 29. 7. VII. Kinder- und Jugendspartakiade in Berlin

H 1. 10. DDR wird Mitglied des UNO-Sicherheitsrates für die Jahre 1980/81

Ein Leben voller Taten und Träume für den Sozialismus

ANNA

Die See empfing uns dunstverhangen. Erst am Nachmittag hob sich der Schleier, und nun gab das Meer für kurze Zeit die Abendsonne und den Herbsthimmel wieder. Dann kam erneut Wind auf. Wir standen noch lange frierend am Strand, doch als wir das später Anna erzählten, begann sie nachsichtig zu lächeln. Ihr Verhältnis zur See war mehr praktischer Art. Sie sagte „Das ist Heringswetter." Und fügte hinzu: „Wir fürchteten schon, daß der Fisch dieses Jahr ausbleibt. Zum Glück kam er doch noch."

Dann erzählte sie weiter: Im Frühjahr wie im Herbst ziehen die Heringsschwärme auf ihrer Wanderung durch die Ostsee an der Insel Rügen vorbei. Dann ist für die Fischer von Saßnitz Saison. Und auch für sie selbst, für Anna Gorasdza. Denn sie ist Schichtdispatcherin im Saßnitzer Fischwerk, dem größten und modernsten Fischverarbeitungsbetrieb in unserem Land. Vor allem Konserven „wandern" von hier aus auf die Ladentische der Republik. Über 1 200 Männer und Frauen sind im Fischwerk beschäftigt oder, wie Anna Gorasdza es ausdrückt: „Die halbe Insel arbeitet hier."

Seit jeher hat der Fisch das Dasein der Inselbewohner bestimmt. Doch erst die sozialistische Entwicklung hat ihr Leben verändert. Auch für Anna trifft das zu, obwohl sie eine „Zugereiste" war. An die Küste kam sie Anfang 1945 auf der Flucht vor dem Krieg. Damals war sie gerade zwanzig. Sie landete in einem 19-Mann-Betrieb in Trassenheide, wo sie von nun an neben anderen Mädchen an Holztischen stand und Heringe putzte. Wenn sie abends wie zerschlagen aus den nassen Gummistiefeln fiel, wußte sie oft selbst nicht, ob sie Fisch oder Frau war. Aber sie sagte sich: „Einer muß die Arbeit ja machen." Damit es trotz allem ein bißchen Spaß macht, begannen sie damals bei der Arbeit zu singen, was

ihnen so in den Kopf kam. Vermutlich hatten sich auch schon die Urgroßmütter dieser Heringsputzerinnen auf diese Weise Mut gemacht.

Erst wurde der Betrieb in Trassenheide VEB. Und dann entstand in Saßnitz ein neuer Betrieb, ausgerüstet mit modernen Maschinen. Auch Anna Gorasdza zog um nach Saßnitz – und sehnte sich bald an den Holztisch zurück. Denn die Maschinenarbeit, so leicht und verlockend sie auch zu sein schien, verlangte berufliche Qualifikation. Zwei Jahre lang saß Anna nun nach Feierabend auf der Schulbank und büffelte Physik, Mathematik, Biologie, Maschinenkunde und Technologie. Manchmal dachte sie, der Kopf müßte ihr platzen. Doch sie sagte sich: „Wenn man etwas ganz richtig will, dann schafft man das auch." Anna Gorasdza – nun schon über dreißig – schaffte nach ihrer Facharbeiterprüfung auch noch ein Meisterstudium. Und fand völlig neuen Spaß an der Arbeit. Denn sie sah immer mehr durch, wurde fünfmal Aktivist der sozialistischen Arbeit.

Andere sagen von Anna Gorasdza: „Sie ist ausgeglichen und sehr hilfsbereit. Man kann über alles mit ihr reden."

Sie sagt von sich: „Ich habe noch nie gleichgültig vor mich hinarbeiten können." Sie möchte, daß alles um sie herum ordentlich und vernünftig läuft. Ausschuß zum Beispiel bringt sie auf. Denn etwas zu tun, wobei nichts herauskommt, findet sie in höchstem Maße unvernünftig. Darüber kann sie sich bis in die Haarwurzeln ärgern.

„Da wird der Fehler wenigstens bald gefunden", sagen die meisten. Denn nur, was eine gute Qualität hat, macht die Leistung des Betriebes aus. Deshalb schätzen sie Annas gewissenhafte Hartnäckigkeit und ihre ständige Bereitschaft, über Mängel nicht hinwegzusehen.

Seit fast dreißig Jahren ist Anna Gorasdza im Fischwerk Saßnitz „zu Hause". So sagt sie wörtlich. Vielleicht meint sie damit wirklich das Haus, das sie sich Anfang 1960 mit Hilfe des Betriebes in der AWG – der Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft – baute und das sie seitdem gemeinsam mit einer Kollegin bewohnt. Höchstwahrscheinlich aber meint sie viel mehr. Denn ebenso wie ihr eigenes Haus, hat sie auch das Fischwerk mit einrichten helfen. Die vier Werkhallen und das Sozialgebäude mit Werkküche und Poliklinik. Die neuen Fischverarbeitungsanlagen, an denen nun „Maschinenarme" putzen, schneiden, packen, heben. Sie gehörte zu denen, die sich für Dreischichtarbeit aussprachen, weil diese wertvolle Technik auch voll ausgelastet werden mußte. Sie war es auch, die von den Kollegen beauftragt wurde, mit den Fischern von Saßnitz darüber zu reden, wie sie vom Einholen der Netze bis zum Abtransport der fertigen Konserven gemeinsam dafür sorgen können, daß kein Fisch verdirbt. Die Rede, die sie damals vor den Fischern hielt, war übrigens die erste ihres Lebens. Das liegt nun Jahre zurück. Doch sie weiß noch genau: Während sie sprach, flatterten ihr ganz scheußlich die Knie.

Das ist ihr dann noch öfter passiert. Zum Beispiel, als sie 1962 in die Zentrale Parteileitung ihres Betriebes und gleichzeitig in die Bezirksleitung der SED gewählt wurde. Das schien ihr dann doch eine Nummer zu groß. Denn als sie sich dafür entschieden hatte, Genossin zu werden, war das eine ganz persönliche Entscheidung: Es war die Erinnerung an den Krieg, der sie aus ihrem Heimatdorf vertrieben und von den Eltern und Geschwistern getrennt hatte. Doch persönlich für den Frieden zu sein und das auch öffentlich zu bekunden oder ganz konkret das alltägliche politische Geschehen im Bezirk Rostock mitzubestimmen, das ist schon ein Unterschied.

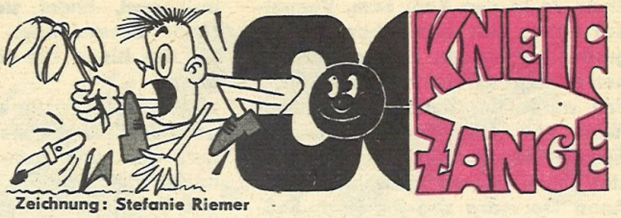
Anfangs traute sich Anna Gorasdza kaum, den Mund aufzumachen. Die Genossen im Betrieb trösteten sie: „Jeder hat mal angefangen." Vor allem Grete Glawe, die genau wie Anna Produktionsarbeiterin und Meisterin ist und die in die Volkskammer gewählt wurde, machte ihr Mut. Anna selbst merkte bald, wie wertvoll ihre praktischen Erfahrungen als Arbeiterin waren. Sie lernte, Schwierigkeiten offen darzulegen und berechtigte Forderungen zu vertreten. In diesen Jahren setzte sie an der Seite ihrer Genossen u. a. durch, daß Krippen und Kindergärten gebaut wurden, daß auf der Insel regelmäßig – auch im Winter – Busse fuhren und die Dörfer und Städte miteinander verbanden, daß es im Fischwerk Saßnitz auch in der Nachtschicht warmes Essen für die Arbeiter gab.

Seit fast dreißig Jahren lebt Anna Gorasdza in Saßnitz. Anna, die „Zugereiste", wurde in dieser Zeit „die Anna", zu der man geht, wenn man Sorgen hat und die jederzeit kommt, wenn es irgendwo „brennt". Trotzdem hat sie sich nie in den Mittelpunkt geschoben. Die Gründe für ihr Handeln sind einfach und klar: Jeder soll sehen, daß seine Arbeit sich lohnt.

Auf der Insel Rügen, wo jahrhundertelang und bis weit in unser Jahrhundert hinein die See und der Fisch das Leben bestimmten und die Not meist reichlicher war als der Fisch, sind die Veränderungen deutlich sichtbar. Und genauso wie Anna haben viele mit daran gearbeitet, um von den vielen guten Möglichkeiten, die unsere sozialistische Gesellschaft jedem einzelnen bietet, nichts zu verschenken. Anna Gorasdza wurde dafür im Oktober 1979 der Karl-Marx-Orden, die höchste Auszeichnung unseres Staates, verliehen.

Christine Zenner

Zeichnungen: Fred Westphal Fotos: Herbert Altenburg



Zeichnung: Stefanie Riemer

HOKUSPOKUS – Liederjan

JOHN STAVE

Ich gehe eines Tages – es war Nachmittag – die Straße entlang, da springt doch aus einem offenen Fenster (bei der Kälte!) ein Tintenklecks! Er fällt auf den Gehsteig, überschlägt sich ein paarmal, steht dann auf seinen zwei Beinen und will gerade davonhüpfen. Ihr könnt euch denken, daß ich da geistesgegenwärtig zugepackt habe. Denn – nicht wahr? – einem Tintenklecks mit Beinen begegnet man nicht alle Tage? Ich halte ihn also fest, er zappelt hin und her und will sich losreißen. „So laßt mich doch in Frieden, guter Mann", jammert er. „Ich bin doch eben erst geboren, bin noch ganz frisch! Ihr werdet Euch beschmutzen!"

In der Tat, meine Finger waren schon ganz blau. „Erst wirst du mir sagen, woher du kommst und wohin du willst!"

Sicher war das ein Geheimnis, das er nicht preisgeben wollte.

Ich sage zu dem Burschen: „Benimm dich nicht wie eine Transuse, du Wicht, und gib nun endlich Antwort, sonst . . ."

„Oooooooch, guter Mann", bibbert er, „nur das nicht! Ich will ja auch alles sagen. Ich komme geradewegs aus Hansis Schreibheft. Darf ich nun gehen?" – „Einen Moment noch", sage ich, „und wohin willst du?" „Ich muß zur Zentralen Meldestelle in der Schmierfinkenallee. Dort muß ich mich eine halbe Stunde nach der Geburt eintragen lassen. Deshalb, guter Mann, bin ich so in Eile, laßt mich endlich frei!"

Ihr könnt euch vorstellen, daß ich nun erst recht gespannt war. Deshalb habe ich den Tintenklecks mit Beinen auch nach allen Regeln der Kunst ausgefragt.

Nachdem er mir die genaue Adresse seiner Meldestelle gegeben hatte, habe ich ihn laufen lassen und bin erst einmal zum Hansi hinaufgestiegen. Ach, da sah es vielleicht aus!

„Hansi", sage ich, als ich in sein Zimmer gehe, „was ist denn hier los? Meine Rumpelkammer ist ja gegen dein Zimmer prächtig aufgeräumt!"

„Och, ich mache gerade Schularbeiten. Da sieht's bei mir nie anders aus!" Überall auf dem Fußboden verstreut lagen lose Seiten, die Hansi aus seinen Heften gefetzt hatte. Die Buchumschläge waren schmutzig und zerrissen, und es gab fast kein Blatt Papier, kein Heft und kein Schulbuch, das nicht mindestens einen Fettfleck aufzuweisen hatte.

Ich machte zunächst einmal das Fenster zu. Dabei bin ich nicht etwa eine Frostbeule, das müßt ihr nicht denken. Aber es war bannig kalt im Zimmer.

„Mir ist immer ganz heiß, wenn ich Schularbeiten machen muß", seufzt Hansi und fährt mit dem Jackenärmel über sein Gesicht.

Kurzentschlossen helfe ich ihm in den Mantel. „Du kommst jetzt mal mit", sage ich, „da wird's dir eiskalt den Rücken herunterlaufen!" Dann sind wir losgezogen, ihr könnt euch wohl denken, wohin.

Am Eingang der Zentralen Meldestelle in der Schmierfinkenallee sage ich das Losungswort, das mir der Tintenklecks mit Beinen verraten hatte: „Hokuspokus – Liederjan!"

Der Portier, ein Riesenfettfleck mit Eselsohren läßt uns ungeschoren rein.

Ein großer Saal tut sich vor uns auf, ein Saal, der von Unordentlichkeit und Unsauberkeit nur so strotzt. Eine lange Schlange von Tintenklecksen, Fettflecken, Eselsohren und losen Blättern steht an einem Tisch und wartet auf die Registrierung. Wir machen uns ganz klein, damit wir nicht auffallen. Aber Hansi, dem angst und bange geworden ist, heult auf einmal los. Im Nu sind wir entdeckt und umringt. Ein großes loses Blatt stellt sich vor uns hin, wird ganz gelb vor Zorn und wackelt aufgeregt mit den Eselsohren.

„Wer seid ihr?" brummt es uns an. Ich bin ja gewiß kein Feigling, aber in diesem Augenblick zittern mir doch ein wenig die Knie, ein ganz klein wenig.

Sicher – so glaubt mir – hätten sie uns sofort am Spieß gebraten und verspeist, wäre nicht Hansi so ein unordentlicher Junge gewesen. Als er nämlich seinen Namen und die Adresse sagt, da brechen alle Fettflecke und Tintenkleckse, alle Eselsohren und losen Blätter in ein Freudengeheul aus und lassen den Hansi hochleben. Sie nehmen ihn auf ihre Schultern, und dabei wird Hansis Mantel natürlich ganz blau und fettig.

Dann tritt Ruhe ein und ein gewaltiger Fettfleck, der in allen Farben schillert und sechzehn Eselsohren hat, hält eine Ansprache: „Liebe unsaubere Gilde!" redet er los. „In unserem Hansi begrüßen heute viele von uns ihren Hersteller. Seht her! Dreizehn meiner Eselsohren habe ich diesem Jungen zu verdanken! Und wie viele Tintenkleckse und Fettflecke hat er uns geboren?" Ein Geraune geht durch den Saal, denn genau 183 melden sich.

Der gewaltige Fettfleck verschafft sich Ruhe. „Schmutzige Gilde!" ruft er mit dröhnender Stimme. „Ich schlage vor, den Hansi zum Ehrenliederjan zu ernennen. Er soll sich in das zerschlissene Buch unserer Schmutzgilde eintragen dürfen!"

Glaubt mir, der Jubel, der nun ausbrach, war so laut, daß man sein eigenes Wort nicht verstand: es pfiff, johlte, zischte und rumorte wie in einem Hexenkessel. Da in diesem Augenblick niemand so richtig auf uns achtete, sind wir schnell nach draußen geflitzt und nach Hause gelaufen.

„Was willst du nun tun, Hansi?" habe ich ihn gefragt. „Ich will gleich alle meine Bücher neu einschlagen. Und dann will ich meine Schularbeiten ganz ruhig und sauber machen."

Glaubt mir's, FRÖSI-Leser, zuerst war ich ja auch nicht so recht davon überzeugt. Als ich aber wieder einmal – so ganz zufällig – bei der Zentralen Meldestelle für Tintenkleckse und Fettflecke, für Eselsohren und lose Blätter vorbeikam, da hat mich der Fettfleck-Portier ganz böse angesehen.

„Na, Alter", habe ich ihn gefragt, „wie geht's Geschäft?"

„Schlecht, schlecht", brummt er und will mir einen Fettfleck in den Mantel machen. Aber ich bin ja wendig, es ist ihm nicht gelungen. Dafür hab ich mich bei ihm nach Hansi erkundigt.

„Ach", zischt er wütend, „der hat uns maßlos enttäuscht. Er ist nicht einmal mehr ein bißchen schmuddlig. Aber wir haben ihn gestraft! Wir haben seinen Namen aus dem zerschlissenen Ehrenbuch unserer Schmutzgilde gestrichen. Für uns gibt es keinen Hansi mehr!"

Sicher versteht ihr, daß ich mich sehr darüber gefreut habe.

Woesinger Dewak

Mitten in der Winterszeit,
zwischen Januar und März,
treibt im bunten Narrenkleid
Fasching freudetollen Scherz.
Trunken jauchzen seine Pagen,
lacht der Schelm im frohen Sinn,
flattern Bänder keck vom Wagen
zu maskierten Menschen hin.

Es war, ist und bleibt ein überaus heiterer „Woesinger Dewak", der in diesem Jahr zum genau 446. Male in dem kleinen thüringischen Städtchen Wasungen drunten an der Werra gefeiert wird.

Mitnichten in der kältesten Jahreszeit nahezu vier närrische Wochen lang, in der Zeit vom 12. Februar bis 5. März, heben Narren und Närrinnen alles aus den Angeln. Alle machen mit, vom Uropa bis hin zu den Kleinsten im Kindergarten.

Zeichnungen: Christine Klemke, Fotos: Günter Simon, Text: Lotti Simon

Es gibt einen Elferrat für die Erwachsenen und einen für die Pioniere, also auch zwei Prinzen. Aber nur der kleine hat seine Prinzessin. Wer die Verwandlung der Stadt und ihrer Bürger in diesen Tagen einmal miterlebt hat, ehrlich, der wird selber zum Narren. Wie von Zauberhand entstehen über Nacht die alten Stadtmauern wieder. Jeder Bürger, ob einheimisch oder fremd, ist aufgefordert, die an allen vier Ecken der Stadt aufgebauten Stadttore zu passieren, mit Tribut – versteht sich. Girlanden baumeln über den Straßen, ausgestopfte Puppen, „liederliche Weibspersonen" und „Eselsköpfe" in Fortführung Jahrhunderte alter Traditionen hängen aus den Fenstern, auf und an den Dächern sind alte Kinderwagen angebracht.

Lampions und Besen vollenden den Schmuck. Närrisch, voller Frohsinn ist jeder, der ein echter Wasunger ist. Auch alle Zugereisten werden vom „baczillus carnevalis" angesteckt. Stille Beobachter kennt man dort nicht.

Zwei Gebote seiner Tollität, Prinz Mike I., des Schülerprinzen, soll „Frösi" euch übermitteln:

ERSTES GEBOT

Der Narr oder die Närrin erfinde und zeichne in Farbe und ganz exakt ein närrisches Narrenkostüm.

ZWEITES GEBOT

Er oder sie dichte ein lustiges Karnevalsgedicht und schreibe es mit Druckbuchstaben und entsprechend närrischer Umrahmung sorgfältig auf.

Wer die zwei närrischen Gebote seiner Tollität des Prinzen Mike I. erfüllen will, schickt Zeichnung und Verse an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37.

Einsendeschluß: 1. 3. 1981

Und nicht vergessen:

„Wer sich nicht selbst
zum besten haben kann,
gehört gewißt nicht zu den Besten."
(Goethe)

ZELLSTOFFRIESE
an der Angara

Irkutsk empfing mich mit heftigem Regen, so daß sich mein Weiterflug nach Ust-Ilimsk – 800 Kilometer Flugstrecke von Irkutsk entfernt – verzögerte.

Am nächsten Tag aber war prächtiger Sonnenschein. Mit einer Düsenmaschine wurde Bratsk angesteuert. Tausende Meter unter der Jak 42 sah ich hinter Irkutsk zwei Meere: das Baummeer der Taiga und bereits die Ausläufer des Bratsker Meeres, die kilometerbreit angestaute Angara, die sich zu einem für Mitteleuropäer unvorstellbar riesigen Binnensee ausbreitet. Erst hinter dem Bratsker Staudamm ist die Angara wieder ein kurzes Stück als Fluß erkennbar, bevor sie erneut zum Stausee für das Ust-Ilimsker Wasserkraftwerk wird.

Wenige Kilometer flußabwärts hinter dem Damm von Ust-Ilimsk ist längs der Angara ein kurzes betoniertes Rollfeld angelegt worden. Auf ihm kann als größtes Flugzeug die IL 14 – die altbewährte Propellermaschine – landen. Neben dem Flugplatz befinden sich kleine Holzhäuschen – „Newon" steht auf einem Schild, das die Siedlung bezeichnet. Lebten hier in der Taiga bis vor wenigen Jahren nie mehr als einhundert Menschen, ist Newon

heute Landeplatz für alle, die nach Ust-Ilimsk wollen. Zuvor muß man allerdings in Bratsk in kleine Maschinen umsteigen. Doch etwa 20 Kilometer weiter geht inmitten der Taiga ein neuer großer Flughafen seiner Vollendung entgegen. Mit ihm eröffnet sich dann auch die Möglichkeit von Direktflügen nach Moskau oder nach Omsk, nach Krasnojarsk und in andere Städte.

Ust-Ilimsk war eine abgelegene, einsame Siedlung, so alt wie Bratsk und älter als Irkutsk. 1630 von Pelztierjägern gegründet, war sie im zaristischen Rußland als Verbannungsort berüchtigt. Waldarbeiter, Jäger und Fischer lebten hier, bis vor etwa 15 Jahren die „Bratsker" den Fluß herabzogen, eine Schneise, die zur Straße wurde, durch die Taiga schlugen, um den Fluß auch an dieser Stelle zu bändigen. Jetzt ist Ust-Ilimsk schon fast Großstadt. Das drückt auch der neue Stadtname mit der sk-Endung aus, das bedeutet im Russischen große Stadt nach der Mündung (Ust) des Nebenflusses Ilim in die Angara.

Auf der RGW-Baustelle

Im Juli 1972 beschlossen die Mitgliedsländer des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe, in dieser Gegend gemeinsam ein Zellstoffwerk zu errichten. Der Bedarf an qualitativ hochwertigem Papier steigt von Jahr zu Jahr. In diesem Gebiet ist jener Rohstoff ausreichend vorhanden, der beste Zellstoffqualität als Ausgangsmaterial für derartige Papiersorten garantiert: das Holz der sibirischen Wälder.

Schon auf den ersten hundert Metern der Fahrt vom Flugfeld zur Stadt wird dem Ankömmling auf großflächigen Transparenten und Tafeln dokumentiert: Hier befindet sich eine RGW-Baustelle.

„Es ist leichter, einen Kipper oder einen Bus aufzutreiben als einen Pkw", erklärt mir Sascha Jewrejnow, der an Ort und Stelle als Korrespondent die sowjetische Presseagentur „Nowosti" vertritt und der mich an der Gangway empfing. Dabei wies er auf einen grauen Bus, der für einige Tage zu meinem „Dienstwagen" werden sollte.

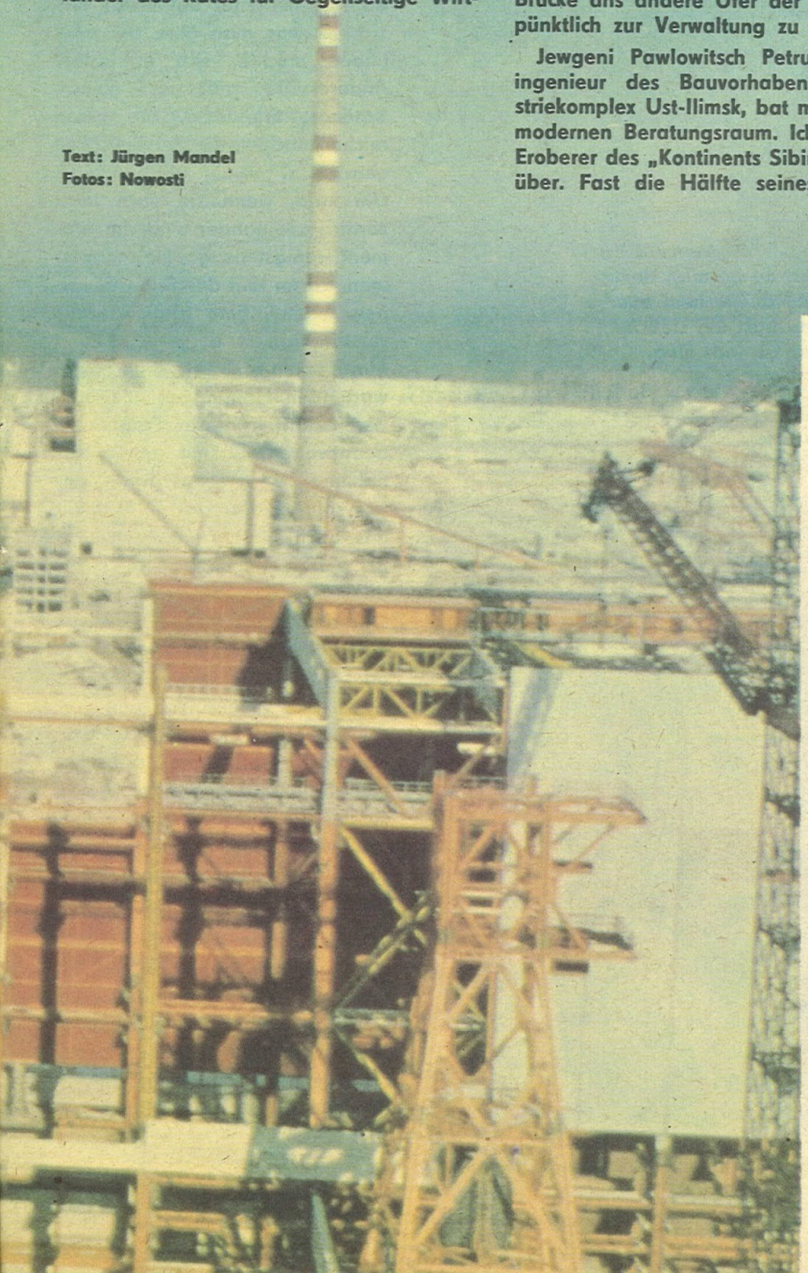
„Von 18.00 bis 21.00 Uhr kann dich der Chefingenieur empfangen. Morgen früh fliegt er zu einer Konferenz", meinte er. Von der Landung des Flugzeuges bis zu diesem Termin bliebe nur eine halbe Stunde Zeit. Doch wir schafften es, im dichten Fahrzeugstrom der Kipper, Busse und Baufahrzeuge über die einzige Brücke ans andere Ufer der Angara und pünktlich zur Verwaltung zu kommen.

Jewgeni Pawlowitsch Petruchno, Chefingenieur des Bauvorhabens Holzindustriekomplex Ust-Ilimsk, bat mich in einen modernen Beratungsraum. Ich saß einem Eroberer des „Kontinents Sibirien" gegenüber. Fast die Hälfte seines bisherigen Lebens hat der ehemalige Eisenbahner aus der Umgebung von Kiew mitgeholfen, die Reichtümer Sibiriens zu erschließen. Ruhig, sachlich, immer auch das Romantische der wahrhaft gigantischen Aufgabe betonend, sprach Genosse Petruchno vom Zwei-Milliarden-Rubel-Vorhaben. Länder des RGW beteiligen sich durch Ausrüstungen und Bauleistungen an diesem kostspieligen Projekt.

An erster Stelle steht als größter Betrieb des im Bau befindlichen Komplexes das Zellstoffwerk, um den wertvollen Rohstoff am rationellsten und umfassend zu nutzen. Der Betrieb wird im wesentlichen Abfälle aus Sägewerken und holzverarbeitenden Betrieben verwenden. Das Haupterzeugnis werden jährlich 500 000 Tonnen gebleichter Sulfatzellstoff sein. Das ist die Menge, die wir in unserer Republik zur Zeit im Jahr aufbringen, allerdings nicht in dieser Qualität, denn wir produzieren vorwiegend ungebleichten Zellstoff. Weitere Erzeugnisse sollen pro Jahr 50 000 Tonnen ungebleichter Sulfatzellstoff aus Abfällen von der Hackschnitzel- und Zellstoffsortierung, aus Säge- und Grobspänen, 10 000 Tonnen Kolophonium, 3 000 Tonnen Rohterpentin und eine Reihe weiterer holzchemischer Produkte sein. Außer dem Zellstoffwerk gehören zum Holzindustriekomplex ein Sägewerk, das unter anderem jährlich 1,6 Millionen Schwellen schneiden wird, ein Werk zur Herstellung von Hartfaserplatten, ein Werk für die Herstellung von Futterhefe sowie ein Holzplatz.

Fortsetzung folgt

Text: Jürgen Mandel
Fotos: Nowosti



Geschichten, sagt man, liegen mitunter auf der Straße. Einmal fand ich eine, in den Schmutz getreten vor einer Erfurter Schule, einen zerknitterten Zettel, eine Karoseite aus einem Oktavheftchen, darauf stand:

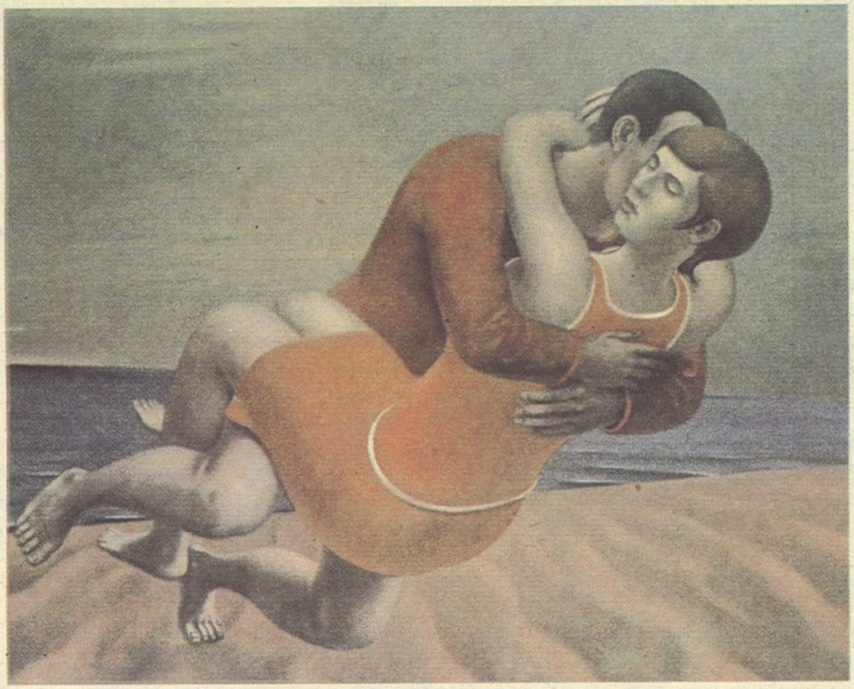
Ich Libe dich,
Aber ich Libe auch Brita
Schüß, Ines.
Ralf

Da stand ich seltsam betroffen. Das war ein Roman mit echten Konflikten, mit Liebe und Entsagung, auch Enttäuschung wohl, wie denn sonst landete er in der Gosse?

Was hatte Ralf bewogen, sich von Ines ab- und sich Britta zuzuwenden? Sah sie besser aus? War es, daß sie Grübchen hatte beim Lachen, und sie lachte und kicherte in einem fort? Hatte sie ihn abschreiben lassen, was er wahrhaftig nötig hatte? Konnte sie besser turnen? Ließ sie ihn auf ihrem Fahrrad fahren?

Und was war das für einer, der Ralf? Eine Schmierklaue und dreieinhalb Fehler auf diesem Wisch, ein Himmelhund, der von einer zur anderen flattert, der Ines wegen Britta unglücklich macht? Aber vielleicht hat Ines ihn geärgert und Britta getröstet? Vielleicht war es ein gutaussehender Bursche, um den sich die Mädchen rissen, ein Anwärter von Rot-Weiß, ein Kämpfer und Kumpel? Einer, der das Sagen hat in der Klasse? Mit dem man Eis essen gehen kann und ins Kino und auf den Rummel und später zur Disko, mit dem man sich – und besonders abends – so wunderbar über alles unterhalten kann? Was ist es, das Menschen zusammenbringt, daß sie nicht mehr voneinander lassen können und wollen, das, was wir Liebe nennen?

Seit jeher kreisen die Gedanken der Menschen um dieses Thema, in den meisten Schlagern wird davon gesungen, wunderbar innige Gedichte gibt es – wie das von Bertolt Brecht – Lieder, die schon unsere Vorfahren geträllert haben, Geschichten, Bilder ...



Wolfgang Mattheuer, „Liebespaar"

Liebespaare

Zum Bild des Monats

Wenn du mich lustig machst,
dann denk ich manchmal:
Jetzt könnt ich sterben,
dann blieb ich glücklich
bis an mein End.

Wenn du dann alt bist
und du an mich denkst,
seh ich wie heut aus
und hast ein Liebchen,
das ist noch jung.

Bertolt Brecht

Herta Heidenreich „Junges Paar"

Fotos: Dr. Martin Kloß

Da sitzen zwei, schauen uns an, nachdenklich, verschlossen, kritisch, auch selbstbewußt. Was wollt ihr denn, ihr da, was seht ihr uns so an, eh, wollt ihr, daß wir euretwegen zerschmelzen, so was Verkitschtes dahinsäuseln, ich liebe dich und alles solche Sachen? Den Gefallen tun wir euch nicht!

Bilder sind aber nun mal zum Ansehen, und Ansehen bringt Nachdenken mit sich. Ein Paar, gut. Aber nichts von Glücklichsein, von Lustigmachen, von Sterbenkönnen, wie der Dichter das sagt. Haben sie Probleme? Gewiß haben sie auch Probleme. Wenn zwei sich zueinanderfinden, gibt es immer Probleme. Man muß sein Leben gemeinsam gestalten, muß für den anderen da sein, mitunter auf etwas verzichten, was man gern tun oder haben möchte, sich einrichten. Andererseits gibt es Neues, Schönes, Erlebnisse, die einen reicher machen, die Persönlichkeit entwickeln.

Die zwei, wenn sie auch nicht zärtlich zueinander sind, im Moment wenigstens, gehören zusammen, daran läßt das Bild gar keinen Zweifel. Eine große Selbstverständlichkeit liegt darin, und nun merken wir auch, in ihrer abwartenden Haltung ist allerhand Bereitschaft, unsere Fragen zu beantworten, es mit uns aufzunehmen; es ist etwas daran, das uns spüren läßt: Das ist auch für uns nicht ohne Bedeutung, das ist von allgemeinem Interesse, denn die zwei gehören zu uns. Das macht uns froh, ob wir nun Ralf heißen oder Ines oder Britta oder noch anderswie.

So sind wir, ehe wir uns versehen haben, mit dem Bild im Gespräch, auf eine selbstverständliche und natürliche Weise, zu der die Künstlerin uns aufgefordert hat, und im Gespräch mit der Kunst wollen wir noch lange bleiben, dieses Jahr und immer.

Bernd Wolff

NOCH EINMAL: ÜBERBIETE DEIN GEWICHT

AUFRUF

an alle Freundschaften und Gruppen der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

Liebe Jung- und Thälmannpioniere!

Unsere vietnamesischen Freunde, die Mitglieder der Pionierorganisation „Ho chi Minh", feiern im Mai 1981 den 40. Jahrestag ihrer Organisation.
Drei Jahrzehnte war Krieg in ihrem Land. Städte und Dörfer fielen in Schutt und Asche, Felder wurden verwüstet, Wälder entlaubt.
Mit größtem Einsatz sind die Werktätigen der SR Vietnam dabei, die Folgen des grausamen Krieges zu überwinden. Die Pioniere stehen ihnen dabei tapfer zur Seite. Aber solche Wunden heilen nicht in wenigen Jahren. Es mangelt noch am Nötigsten, an Kleidung und Nahrung. Und auch an Schulmaterial, an Heften, Bleistiften. Das aber wird dringend benötigt wie die Schüssel Reis jeden Tag. Denn das Land braucht kluge, wissende Menschen, um den Sozialismus aufzubauen.

Dabei wollen wir helfen!

Mit ganzer Kraft und aus vollem Herzen. Wir rufen die Pioniere unserer Deutschen Demokratischen Republik auf:

Übt Solidarität, helft den Kindern Vietnams. Unter dem Motto „Schulhefte für Vietnam" wollen wir 3 Millionen Mark sammeln. Alte Schulhefte sollen wir zum Altstoffhandel bringen, damit neues Papier daraus entsteht. Unsere Heftführung soll sauber und gewissenhaft sein, damit keine Seite wertvollen Schreibpapiers verschwendet wird. Eine Schiffsfracht mit Heften und weiteren Schulmaterialien soll unser Geschenk für unsere vietnamesischen Freunde zum 40. Jahrestag ihrer Pionierorganisation sein.

Helft alle mit, unser Schiff zu beladen!

Die Jung- und Thälmannpioniere der Rosa-Luxemburg-Oberschule Potsdam

„FRÖSI"-LESER MACHEN MIT!

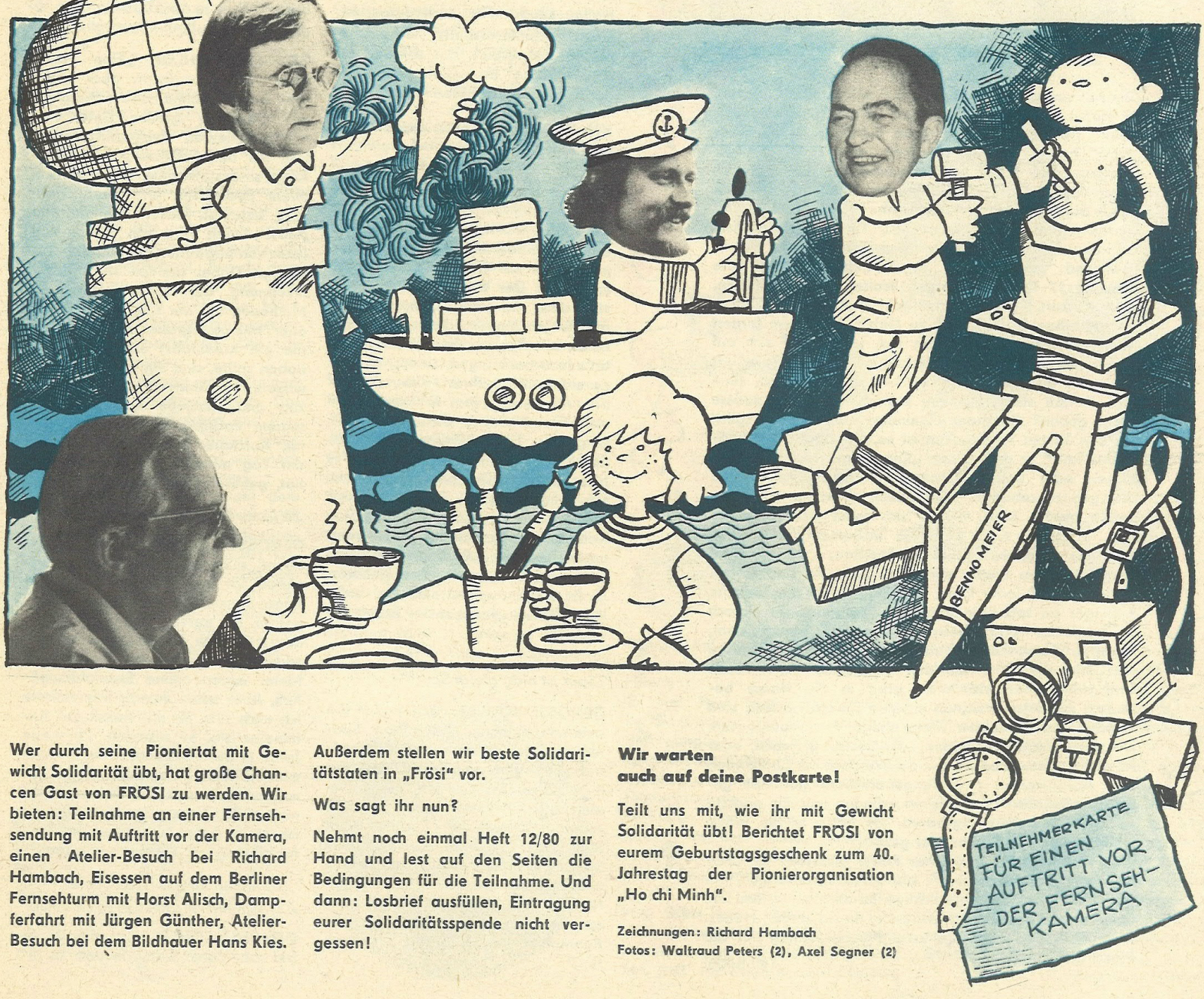
Sammelt Schrott und Altpapier. Überbietet euer Gewicht!

Helft mit Gewicht, Solidarität zu üben!

Weitersagen! „Frösi"-Leser spenden den Erlös ihrer Sammelergebnisse auf das Konto 87 87 beim Postscheckamt Berlin.

Kennwort: Schulhefte für Vietnam!

Fügt dem ausgefüllten Losbrief eure Spendenmeldung bei. Helft schnell mit, das Schiff mit Schulheften für Vietnam zu beladen! Gratuliert mit eurer Solidaritätstat zum 40. Geburtstag der Pionierorganisation „Ho chi Minh"!



Wer durch seine Pioniertat mit Gewicht Solidarität übt, hat große Chancen Gast von FRÖSI zu werden. Wir bieten: Teilnahme an einer Fernsehsendung mit Auftritt vor der Kamera, einen Atelier-Besuch bei Richard Hambach, Eisessen auf dem Berliner Fernsehturm mit Horst Alisch, Dampferfahrt mit Jürgen Günther, Atelier-Besuch bei dem Bildhauer Hans Kies.

Außerdem stellen wir beste Solidaritätstaten in „Frösi" vor.

Was sagt ihr nun?

Nehmt noch einmal Heft 12/80 zur Hand und lest auf den Seiten die Bedingungen für die Teilnahme. Und dann: Losbrief ausfüllen, Eintragung eurer Solidaritätsspende nicht vergessen!

Wir warten auch auf deine Postkarte!

Teilt uns mit, wie ihr mit Gewicht Solidarität übt! Berichtet FRÖSI von eurem Geburtstagsgeschenk zum 40. Jahrestag der Pionierorganisation „Ho chi Minh".

Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Waltraud Peters (2), Axel Segner (2)

Los geht's beim

Foto: Holger Thal

Zum Jahreswechsel erschien nach Frank Schöbels „Komm, wir malen eine Sonne", Reinhard Lakomys „Geschichtenlieder" bei AMIGA, eine neue Schallplatte für euch. „Frösi" faßte Fuß und befragte die Autoren, um die frischgepreßten Rillen rundum vorzustellen.

„Kinderfest" ist ein Plattentitel, bei dem man auf den ersten Blick allerlei vermuten kann. Texter Gabriele und Konrad Weiß sowie Komponist Thomas Natschinski brachten uns auf die richtige musikalische Fährte. Neben verwirrend geschüttelten Zwischenreimen bringt die Platte in 17 Titeln mit Jürgen Walter, Angelika Mann, Gaby Rückert, Thomas Natschinski und Berliner Kindern ein kunterbuntes Kinderfest zu Gehör. Vor allem fordert sie immer dann zum Tanzen auf, wenn man sich auf seinen vier Buchstaben niederlassen will. Die Platte bewegt sich also nicht nur um ihre eigene Achse, man kann ihr mit etwas eigenem Antrieb noch ganz andere Drehs geben? Genauso. Zumindest ebenso vergnüglich wie den Texten zu lauschen ist es, sich zum „Max-und-Moritz-Rock" zu drehen, zur „Olgaholgervolkerpolka" zu hopsen oder beim „Robotertanz" mit gymnastischen Übungen zu robotern. Wettstreiten könnt ihr, wer's am besten macht. Dazu eignet sich jeder aktionsbetonte Titel, „Clowns" z. B., auch die Instrumentaltitel. Dazu könnt ihr euren heißgeliebten Stuhltanz „tanzen". Alle Titel sollte man kräftig mitsingen, denn sie sind so geschrieben, daß jeder Chor, aber auch jeder musikalische Anfänger sie tatkräftig mitsingen kann, daß sie einfach zu begleiten sind. Beispielsweise mit Klanghölzern, Triangel, Rumbakugeln oder einem Kamm, geblasen zum Triumphgeheul für den Aufmarsch der Piraten. Und damit man sich nicht etwa in die Haare bekommt, wenn jeder seinen eigenen Zinken bebläst, sind zwischen den einzelnen Titeln einige Verschnaufpausen. Da werden Wortspielereien zum besten gegeben, oder Abzählreime machen die Runde. Wer, wie die Chorkinder, den Abzählversen und Zungenbrechern gewandt gewachsen ist, darf einen neuen erfinden und die nächste Ansage übernehmen, gekonnt, als hätte er die Platte schon hundert und mehr Mal gehört.

Was wird sonst noch auf der Platte geboten? Ein „verdrehter" „Krümelkekskoch", ein „Gespenstertango", ein „Affentanz" ... und eine richtige Schallratte. Ja, und die findet ihr auf der Rückumschlagseite dieses „Frösi"-Heftes. Also, viel Spaß vom und beim Pionierfasching mit der Platte „Kinderfest"!

Ralf Kegel

Reporter Droll kam einem

SPUREN-SUCHER

auf die Spur und befragte ihn für „Frösi"

Hallo, Leute! Für euch habe ich einen hochinteressanten Gesprächspartner aufgespürt, der ständig auf „Spurensuche" ist – Genossen Major der Kriminalpolizei Fred Köhler.

Hier ist das Ergebnis meiner „Ermittlungen".

„Wem sind Sie auf der Spur?"

GENOSSE KÖHLER: „Allen Spuren, die bei Straftaten oder Katastrophenfällen am Ort des Geschehens entstehen. Der Kriminaltechniker ist stets einer der ersten Genossen, der am Tatort eintrifft. Seine Aufgabe ist es, alle Spuren, die mit der Straftat zusammenhängen, zu suchen und zu sichern. Mit ihrer Hilfe schaffen die Genossen der Kriminalpolizei objektive Beweise, die zur Ergreifung des Täters führen, oder die Schuld oder Unschuld eines Verdächtigen belegen. Das ist natürlich eine sehr komplizierte Aufgabe, weil kein Tatort dem anderen gleicht. Der Kriminaltechniker findet stets ganz unterschiedliche Bedingungen am Ort der Straftat vor und es gehören große Erfahrung und sehr viel fachliches Wissen dazu, in der Arbeit erfolgreich zu sein."

„Spur ist nicht gleich Spur?"

GENOSSE KÖHLER: „Wir finden die unterschiedlichsten Arten von Spuren vor. Im Kollektiv der Kriminaltechniker gibt es Spezialisten für jede dieser Spurenarten. Fingerspuren, also Fingerabdrücke, Schriftspuren, biologische Spuren, z. B. Blut- oder Faserspuren, chemische Spuren, z. B. Chemikalien der unterschiedlichsten Sorten – sie alle erfordern vom Kriminaltechniker ganz spezielles Wissen und ganz spezielle Kenntnisse, um sie richtig auszuwerten."

Braucht man zu Ihrer Arbeit eine besondere Spürnase?"

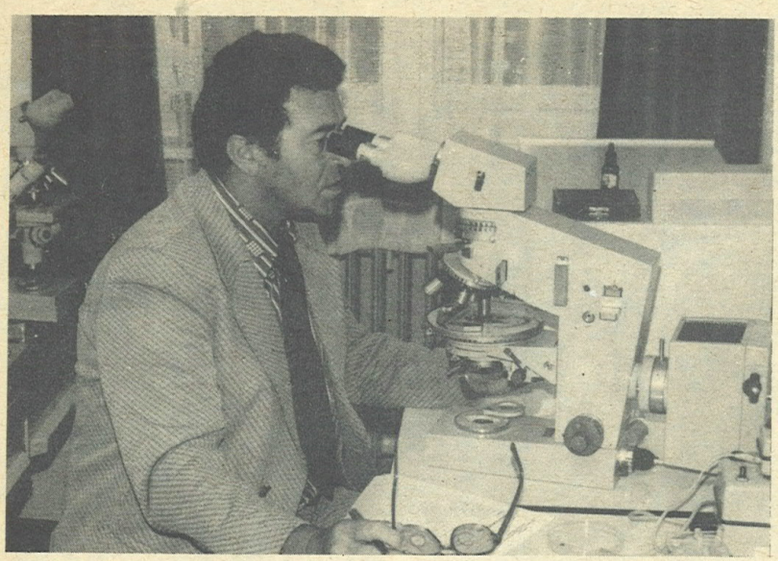
GENOSSE KÖHLER: „Eine ‚Spürnase' ist nie verkehrt, aber heute wird keine kriminalistische Aufgabe von einzelnen ‚großen Detektiven' mit ‚ungeheuren Geistesblitzen' gelöst. An der Aufklärung von Straftaten sind stets viele Genossen mit ihrem Fachwissen und ihrer Erfahrung beteiligt. Unsere kriminaltechnische Arbeit wird von einem Kollektiv von bewährten Kriminalisten bewältigt. Dabei wenden wir bei der Erkennung der Spuren modernste Methoden an, wie z. B. die Spektral- oder Mikrofotografie. Eigenschaften, die ein Kriminalist aber unbedingt haben sollte, sind ein solides Grundwissen, die Fähigkeit logisch zu denken und spezielle Kenntnisse auf seinem Fachgebiet. Liebe zum Beruf, Ausdauer und Kondition, wenn der Tag mitunter vierzehn Stunden hat, gehören auch dazu.

„Wie wurden Sie Spurensucher?"

GENOSSE KÖHLER: „Im Sprinttempo sozusagen: Im Februar 1950 wurde ich durch ein FDJ-Aufgebot Angehöriger der Deutschen Volkspolizei. Als guter Sportler konnte ich mich hier zum Leistungssportler entwickeln. Der Sprint über 100 und 200 Meter waren meine Spezialdisziplinen. Aber schon damals interessierte ich mich sehr für die Arbeit der Kriminalpolizei. So arbeitete ich lange Jahre in der Moduntersuchungskommission. Seit zehn Jahren leite ich nun eine Gruppe von Kriminaltechnikern. In dieser Funktion betreue ich auch junge Genossen in ihrer Ausbildung zu Kriminaltechnikern."

„Sie haben für alle ‚Frösi'-Leser eine kriminalistische Nuß zu knacken!"

GENOSSE KÖHLER: „Ja, das ist ein frei erfundener Krimi, in dem es mit



Fotos: Fred Köhler

ein bißchen Logik und Nachdenken für euch einen Täter zu stellen gibt. Also, mitgemacht und nachgedacht!

*

Im Mädchenumkleideraum der 7. Oberschule herrscht große Aufregung. Kerstin vermißt ihre neue Armbanduhr. Sie hatte sich zur Trainingsstunde umgezogen und dabei die neue Uhr abgemacht und in ihre Anoraktasche gesteckt. Ihre Uhr war weg! Kerstin war unheimlich sauer. Herr Klimpel, der Übungsleiter, war auch nicht sehr erfreut. ‚Bist du ganz sicher? Schau doch noch mal alles nach. Jeder sucht mit!' Die Mädchen der Trainingsgruppe suchten überall im Umkleideraum. Die Uhr blieb verschwunden..

Herr Klimpel führte vom Trainerraum aus ein Telefongespräch. Danach rief er alle Mädchen und Jungen zusammen, die in dieser Halle trainiert hatten. Von ihnen war noch keiner nach Hause gegangen.

‚Wir haben um 16.00 Uhr mit dem Training begonnen. Jetzt ist es 17.05 Uhr. Wer hat den Mädchenumkleideraum in der Zwischenzeit betreten?' Herr Klimpel sah sich um. Schweigen. Dann meldete sich Katrin. ‚Ich habe mir ein Taschentuch geholt!' Sybille sagte unsicher: ‚Ich war mal auf der Toilette!' ‚Vielleicht weiß der Hausmeister, Herr Emsig, etwas, er hat doch die ganze Zeit auf dem Hallengang gearbeitet!' rief Thomas. Herr Emsig war schnell zur Stelle. ‚Eine Uhr ist gestohlen worden. So eine Gemeinheit!', schimpfte er. ‚Also, wer hat den Mädchenumkleideraum während des Trainings betreten?' fragte Trainer Klimpel noch einmal.

Niemand meldete sich.

‚Na, ich habe doch einige von euch zur Toilette gehen sehen! Heiner, Detlef, Kay – die kenne ich – und du, mit dem knallroten Trainingsanzug, bist auch an mir vorbeigelaufen!'

Alle blickten sich um. Einen knallroten Trainingsanzug hatte nur Rainer an. ‚Aber ich war doch auf der Toilette und nicht im Mädchenumkleideraum!' verteidigte sich Rainer. ‚Klar, wir auch!' pflichteten die anderen Jungen ihm bei.

Es war verzwickt. Trainer Klimpel sah nicht sehr glücklich aus. Die Tür vom Turnhallengang führte auf einen Nebengang, von dem aus man die Toiletten, aber auch die Umkleideräume der Mädchen und Jungen erreichen konnte. Jeder, der die Toilette aufgesucht hatte, konnte auch unbemerkt im Mädchenumkleideraum gewesen sein.

Na, und Katrin hatte ja zugegeben, sich aus dem Umkleideraum ihr Taschentuch geholt zu haben.

Sybille, Heiner, Detlef, Kay und Rainer waren auch verdächtig. Herr Klimpel kratzte sich etwas ratlos das spärliche Haar. So einen Diebstahl traute er eigentlich keinem aus seiner Gruppe zu. Oder vielleicht Kay? In seiner Klasse waren einmal 10,– Mark verschwunden und man hatte ihn verdächtigt, weil er eine ganze Zeit allein in der Klasse zugebracht hatte. Aber Kay hatte die Tat abgestritten.

Auf dem Hallengang hörte man Schritte. Alle drehten sich um. Ein junger Mann kam auf die Kinder zu und begrüßte Herrn Klimpel und Herrn Emsig.

‚Leutnant Schulz von der Kriminalpolizei!' stellte er sich vor. Herrn Hannes seinem besten Freund Peter zu.

Die Meinung der beiden hatte Gewicht, denn sie waren im Sprint die schnellsten. So oder ähnlich dachten auf dem Nachhauseweg die meisten der Gruppe. Einen Detektiv hatten sie sich ganz anders vorgestellt. Klaus hatte da neulich einen Krimi gesehen. Na, ja, das waren Kerle! Die kamen, sahen dem Verdächtigen scharf in die Augen und hatten den Täter überführt! Na, ja!

Kerstin fror ein bißchen in ihrer geborgten dunkelblauen Trainingsjacke, denn ihren Anorak hatte Leutnant Schulz vorsichtig in eine Tüte gepackt und sich mal ‚ausgeliehen'. Aber das schlimmste war die fehlende Uhr. Was sollte sie nur ihren Eltern sagen?!

Zeichnungen: Christine Klemke

Klimpel fiel ein Stein vom Herzen. Nun war die Sache in den richtigen Händen!

Er und Herr Emsig unterrichteten Leutnant Schulz über den Stand ihrer Befragungen. Nach ihrer Meinung konnten nur Katrin, Sybille, Heiner, Detlef, Kay und Rainer als Täter in Frage kommen.

Leutnant Schulz ging mit Herrn Klimpel in den Mädchenumkleideraum und sah sich alles sehr lange und aufmerksam an. Dann befragte er die Kinder noch einmal. Dabei kam nichts Neues heraus.

‚Hm, der will Kriminalist sein! Wenn der rauskriegt, wer die Uhr geklaut hat, freß' ich einen Besen!' flüsterte

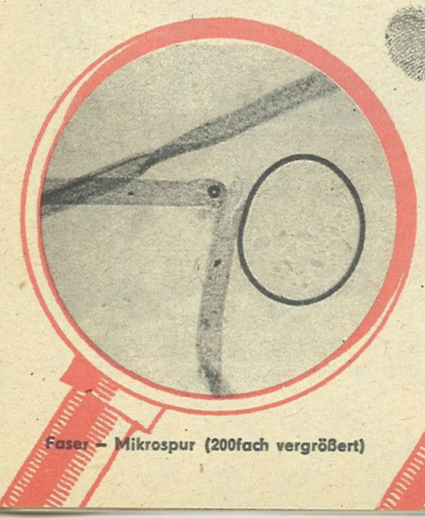
Am nächsten Vormittag, während der Physikstunde, ging die Tür auf. Leutnant Schulz stand in der Klasse. Er sprach kurz mit Frau Bauer, der Klassenlehrerin und überreichte Kerstin den Anorak.

Für ihn war der Diebstahl aufgeklärt.

Die Laboruntersuchung von Kerstins Anorak hatte ergeben, daß an beiden Reißverschlüssen der Taschen, auch an der Tasche, in die Kerstin die Uhr gesteckt hatte, Faserreste eines knallroten Trainingsanzuges hingen.

Leutnant Schulz kennt den Dieb! Kennt ihr ihn jetzt auch?!"

Peter Klaus Eckert

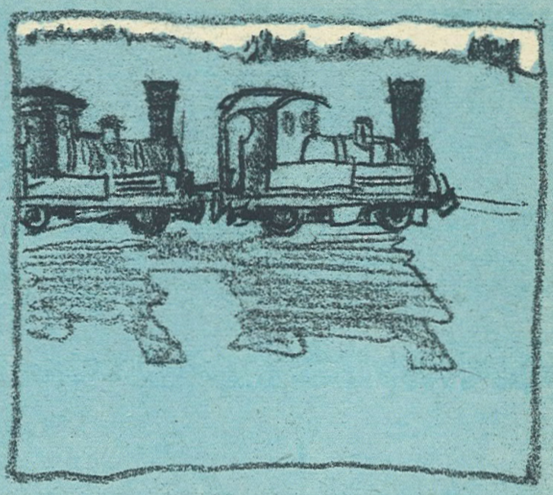


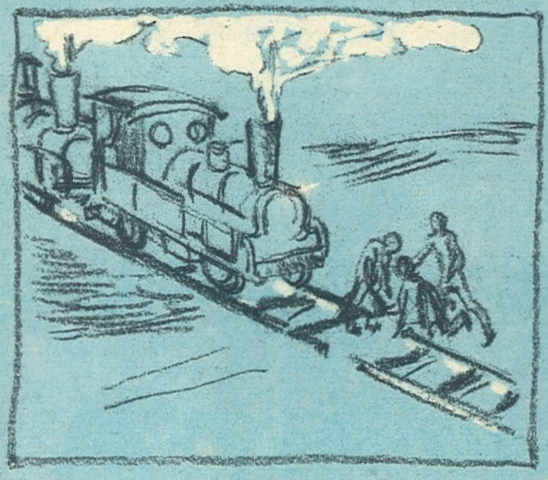
Faser – Mikrospur (200fach vergrößert)

Täterspur (kleiner Holzsplitter)

DER MANN MIT DEM KOFFER IV. TEIL

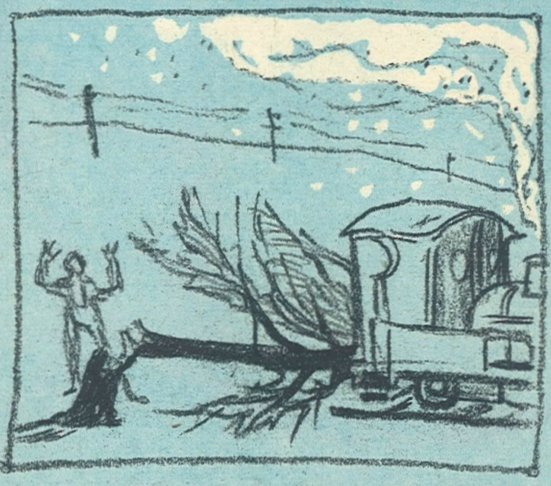
1. Die Steine für die Staumauer werden aus dem Fels geschlagen. Loren bringen sie aus dem Steinbruch zur Baustelle. Drei, vier Jungen schieben die vollgeladenen Wagen zur Mauer. Fast jeden Tag passiert es, daß eine Lore aus den schmalen Schienen springt und ihre gesamte Steinlast unter lautem Gepolter ins Tal hinunterspringt. Die Baustellenleitung entscheidet: Es müssen zwei Lokomotiven beschafft werden!
Eines Tages meldet der Bahnhofsvorsteher aus dem Tal: „Leute, eure Schmalspur-Dampfrösser sind da!" Sauber geputzt wie zwei gestriegelte Zwergrappen stehen die Maschinen auf den Schienen und warten darauf, „eingeritten" zu werden. Einer fragt: „Und wie holen wir uns die Pferdchen in die Berge?"



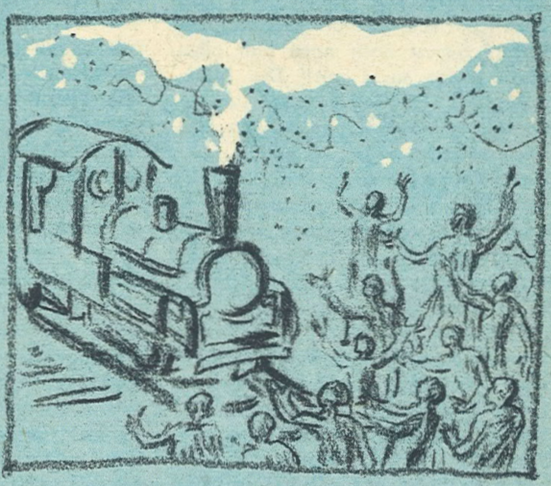


2. In Peter Raums Runde wird die beste Idee geboren. Die FDJler holen von der Baustelle ein paar Schienenteile und montieren sie auf dem Bahnhof. Auf diese Schienen werden die Lokomotiven gesetzt und dann unter Dampf gebracht. So kann die eine die andere ziehen und die hintere die vordere schieben. Kaum ist der hintere Schienenteil frei, wird er abmontiert und vorn wieder angesetzt.

3. An der ersten Steigung hinter dem Bahnhof schreit plötzlich einer der Jungen: „Die Winde macht nicht mehr lange mit!" Peter Baum eilt nach vorn. Er sieht, wie die Stahlseile vor Anstrengung zittern, als wollten sie jeden Augenblick zerspringen. Die Maschinen können sich hier nicht allein halten.
Peter Baums Blick fällt auf eine hochgewachsene Tanne. „Los, Leute, holt Äxte!"



4. Peter Baum schlägt in schneller Folge tiefe Kerben in den Stamm. Langsam neigt sich der Wipfel. Die Tanne stürzt krachend zu Boden. „Zieht den Stamm zu den Schienen", ruft Peter Baum. Sie legen die Tanne über die Schienen und verkeilen das Holz mit Stahlpflöcken. Neue Stahlseile sind nötig. Nach der Reparatur steigen die kleinen Dampfrösser weiter schnaufend den Hang hinauf.



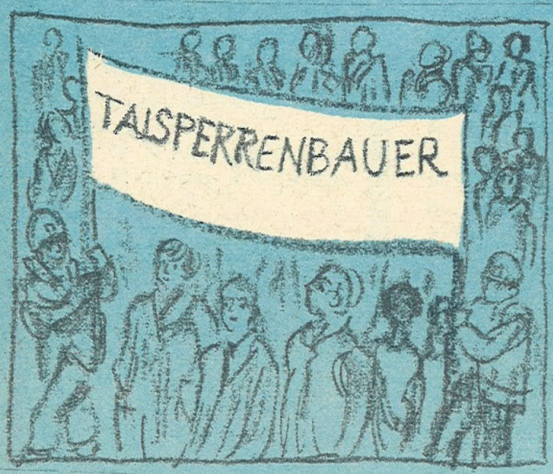
5. Es gibt ein großes Hallo, als die erste Lokomotive im Steinbruch anrollt. Vorn am Kessel steht in großen Buchstaben: MIT UNS GEHT ES IMMER BERGAUF – FREUNDSCHAFT! – Einige Bauleute lästern: „Nehmt den Mund nicht so voll, ihr Grünschnäbel. Wir sind auch noch da!" Peter Baum lacht: „Ihr seid da und wir sind da – und zusammen bauen wir die Talsperre."

6. An einem Abend nimmt der Parteisekretär der Baustelle Peter Baum zur Seite: „Berlin hat angerufen. Die brauchen ein paar von uns ..." – „Mensch, was sollen wir in Berlin?" – „Bauen sollt ihr – wie hier!" – „Wie hier?" – „Natürlich keine Talsperre, klar. Aber Häuser, ein Stadion. Die III. Weltfestspiele stehen vor der Tür. Sollen sie in einer Trümmerstadt stattfinden? Dafür brauchen sie uns ..." – Zwei Tage später packt Peter Baum wieder einmal seinen Koffer.

7. Berlin macht auf Peter Baum einen traurigen Eindruck. Überall Ruinen, ausgebrannte, zerbombte, niedergestürzte Mauern.
Er erreicht das Zeltlager, in dem die Jungen wohnen, mit denen er in den kommenden Wochen und Monaten Häuser bauen wird. In einem Zelt findet sich auch für ihn ein Schlafplatz.

8. Die FDJler bauen Wohnhäuser in der alten Allee, die heute den Namen Karl Marx trägt. Peter Baum organisiert – Baumaterial, auch mal eine Sonderration an Lebensmitteln für seine Jungen, sogar ein Akkordeon für Abende am Lagerfeuer. Viel Zeit bleibt jedoch nicht dafür. Die Häuser wachsen. Auch ein neues Stadion und eine Sporthalle entstehen.

9. Es ist, als sei die Stadt neu geboren. Zehntausende Teilnehmer aus 104 Ländern der Erde und zwei Millionen FDJler werden erwartet. Peter wäscht noch einmal sein Blauhemd und hängt es zum Trocknen auf. Am Morgen baumelt es, in Stücke geschnitten, an der Leine. Auf dem Zelt steht in schwarzer Ölfarbe: „Euch verdammten Blauen werden wir auf den Schädel hauen!" In der Stadt sind Provokateure unterwegs.

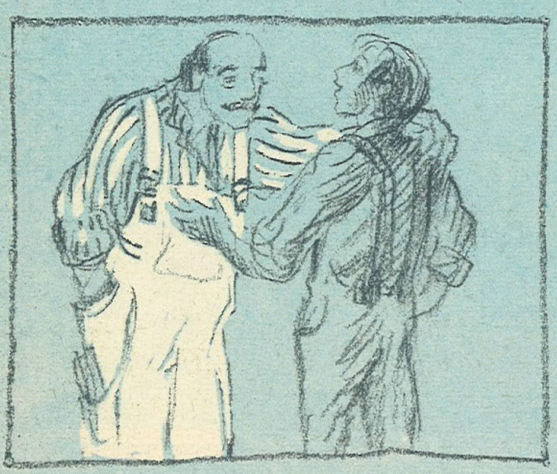


10. Peter Baum stürzt sich in den Trubel des Festes. Wo gesungen und getanzt wird, ist er dabei. Wo diskutiert wird auch. Am Tag der großen Demonstration entdeckt er auf einem Transparent das Wort: Talsperrenbauer. Er zwängt sich durch die Reihen. „Mensch, Peter, alter Kumpel!" Die Erzgebirgler umarmen Peter Baum. Auf ihrem Transparent steht: „Bis zum Jahresende 1951 übergeben wir Talsperrenbauer unser Friedenswerk der Republik!"

11. An einem der heißen Augusttage der Weltfestspiele marschiert Peter Baum im Strom Zehntausender FDJler nach Westberlin. Sie wollen auch dort öffentlich zum Kampf für den Frieden aufrufen. Westberliner Polizisten stürzen sich auf sie. Brutal schlagen sie mit ihren Stöcken auf die Jungen und Mädchen ein. Peter Baum, der eine FDJ-Fahne trägt, wird von drei Polizisten verfolgt. Ihn trifft ein Schlagstock am Kopf. Blutüberströmt bringen Freunde ihn ins Krankenhaus.

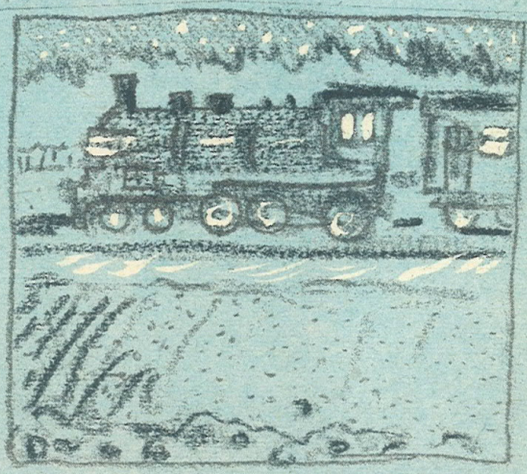
12. Peter Baum muß operiert werden. Als er zu sich kommt, trägt sein Kopf einen dicken Verband. Im Zimmer liegen noch drei andere FDJler. Sie sind auch durch Westberliner Polizei verletzt worden. Auf allen Nachttischchen stehen Blumensträuße. Die Freunde der Verletzten kommen zu Besuch. Seine Maurerjungen schauen herein, die Erzgebirgler rücken mit ihrer gesamten Berlin-Delegation an. Sogar Dieter Darius taucht auf.

13. „Hallo, Dieter, woher weht dich der Wind?" Dieter Darius lacht. „Du wirst staunen, wo ich jetzt bin – an der Oder!" „Bist du unter die Schiffer gegangen?" – „Keine Spur. Oben in Grafenberg entsteht ein Eisenwerk. Bald blasen wir dort den ersten Hochofen an." Eine neue Baustelle? Peter Baum ist hellwach. Dort muß ich hin! Als er entlassen wird, erkundigt er sich bei seinen Genossen. Sie sind einverstanden.



14. Der Zug an die Oder nach Grafenberg ist überfüllt. Viele Reisende sind Bauarbeiter. Sie waren über's Wochenende zu Hause. „Kaum zu glauben", sagt einer zu Peter Baum, „vor neun Monaten haben wir den Grundstein gelegt für den ersten Hochofen und jetzt wird der erste Stahl fließen." Peter Baum fragt: „Wie sieht's denn sonst aus auf der Baustelle?" Die Bauarbeiter schauen sich an. „Bist wohl neu?" Peter Baum erzählt von der Talsperre. „Ach, so einer bist du. Na, dann greif mal zu . . ." Einer macht seine Brotbüchse auf und reicht ihm eine Stulle herüber.

Fortsetzung folgt



Zeichnungen: Sabine Kahane Text: Hans-Gert Trebusch

ZIM-PROBE

Lediglich ein Dutzend Monate ist es her, daß in Wittstock ein Roboter aus der Wiege fiel. Ganz anders als sonst bei Babys üblich, stand dieser sofort auf eigenen Beinen und lernte sie blitzschnell zu gebrauchen. Darüber hinaus konnte er sich noch drehen, beugen, senken und wenn ihm das „Kreuz" anfing zu schmerzen, auch dehnen. Als die Beine in Gang gekommen waren, probierte er seine Unter- und Oberarme aus. Auch das klappte auf Anhieb. „Robby", so tauften seine Väter den „Eisenmenschen". Er war neben dem Gestüt in Neustadt die Attraktion an der Dosse, und in die Akten des Rationalisierungsbetriebes der Jugend ging er ein als der Industrieroboter „ZIM-60". Das lediglich, weil jeder, auch ein Roboter, seinen amtlichen Namen braucht. Zusätzlich wurde damit auch etwas über seine Kraft gesagt, denn „Robby" hebt alles bis zu 60 kp spielend in die Höhe. In der Maxhütte Unterwellenborn stapelt er selbständig glühende, fast zentnerschwere Rohlinge und im Stahl- und Walzwerk Riesa steht er an der siedendheißen Blockwalzstraße. „Robby" läßt gelassen seine „Feuertaufen" über sich ergehen. Hitze kann ihm nichts anhaben, auch Kälte nicht. Die Wittstocker, die ihm erste Schritte beigebracht haben, die brennen für ihren „Robby", weil er es wie kein anderer versteht, anzuziehen und mitzureißen. Soviel Schwung hat ein Roboter, der mehr kann als nur die Hand geben.

Zuwuchten, das kann doch jeder . .

dachten sich neben Hans-Jürgen Krügerke alle „Buchholzer", die vorher im Stahlbau gelernt hatten, grob mit dem Stahl umzugehen. Unter ihren Händen formten sie stromzuführende Gittermasten für Bergbaubahnen, und der Vorschlaghammer war ihnen damals näher als heute die Mikrometerschraube. Als es hieß: Wir lehren in Wittstock dem „Robby" das Laufen und dazu brauchen wir handfeste Jungs in der Endmontage. Peter, Frank, Hans-Joachim, Hans-Jürgen und die anderen brannten darauf, einen Roboter zu bauen. Nicht jeden Tag bekommt man Gelegenheit, sich an etwas Neuem auszuprobieren. Der „Robby" verlangte mehr Fingerspitzengefühl von einem jeden, der unter Leitung von Meister Koutensky Ober- und Unterarme montierte oder das Untergestell richtig anpaßte, damit ihr „Kind" ruhig und gleichmäßig sein Programm durchziehen kann. Auf Anhieb klappte nicht alles, wie das nun mal bei jeden Kinderschuhen ist, aus denen auch ein „Robby" raus muß. So tüftelten die „Buchholzer" nach Feierabend, bauten eine Montagevorrichtung, um den „Robby" schneller im Prüffeld zu haben und noch schneller an seinen eigentlichen Einsatzorten, die beispielsweise alle dort sind, wo in Metallurgiebetrieben körperlich schwere Arbeit abzulösen ist. Wo der „Robby" arbeitet, spart er im Schichtsystem Arbeitskräfte ein. Diese können fortan dort arbeiten, wo sie dringend gebraucht werden. Ein doppelter Nutzen kommt dabei heraus – für den Betrieb und jeden einzelnen, der die anstrengende Arbeit an den Roboter abgegeben hat.

Mansfelder Gehirn

„Robby" ist ein Kooperationskind und so hängt viel von den Zulieferbetrieben ab, ob die „Buchholzer" rechtzeitig und ausreichend montieren können. Sein „Gehirn" steckt in einem Mansfelder Schaltschrank, der auf „Füßen" aus Freiberg ruht. Seine „Handgelenke" bezieht er aus Eisenhüttenstadt. Die Brigade um Meister Koutensky hat sich mit zunehmender Anzahl der „Robbys" einige Verbesserungen einfallen lassen. Sie geben ihm so den letzten Schliff. Die BMSR-Techniker und Instandhaltungsmonteure reichen jedem Nutzer ihre Hand für ihr Produkt, auch sonntags, wenn Not am Mann ist, damit in den nächsten Jahren immer mehr Industrieroboter in unserem Lande ihren zuverlässigen Dienst versehen können.

Ralf Kegel

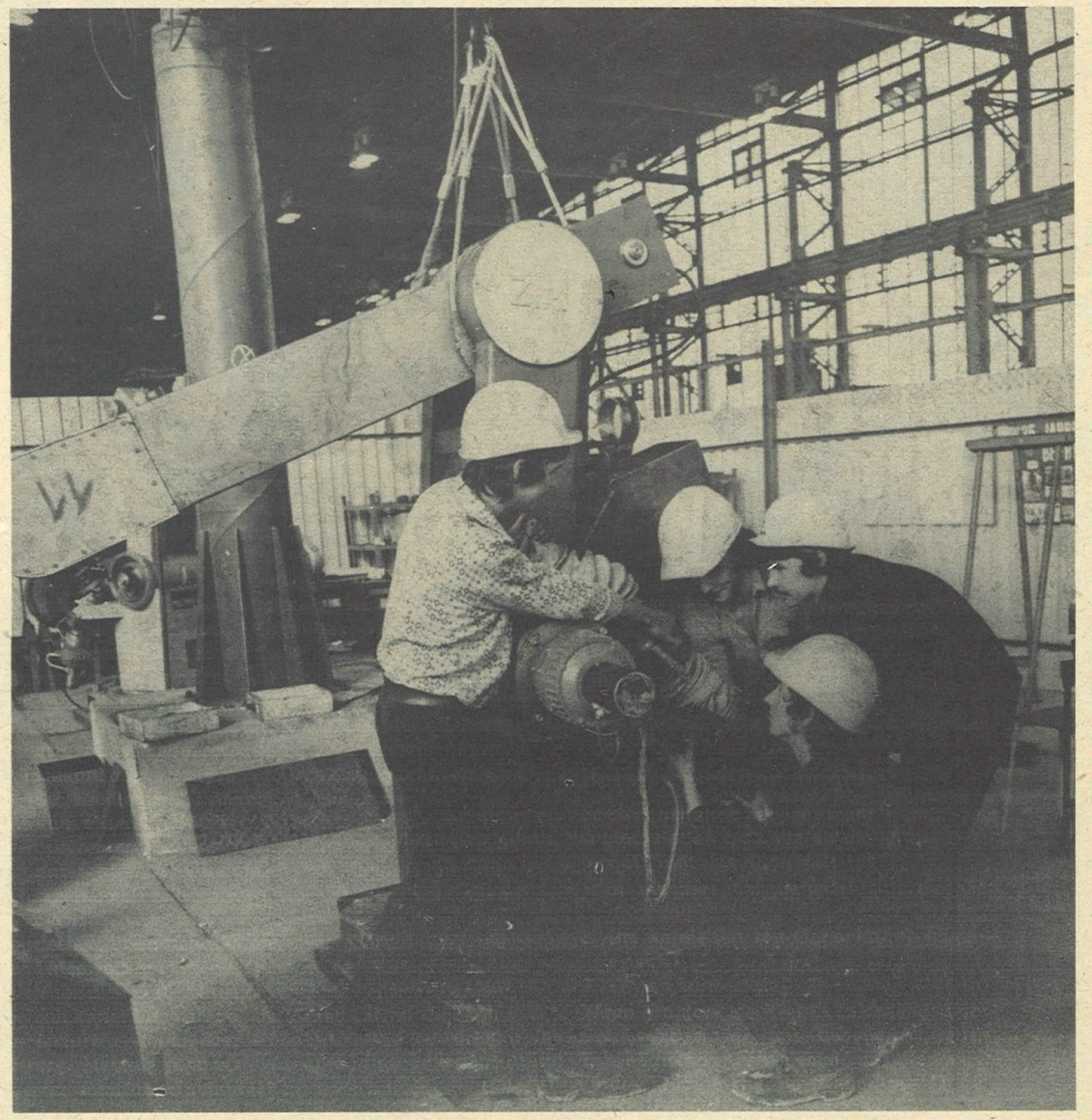
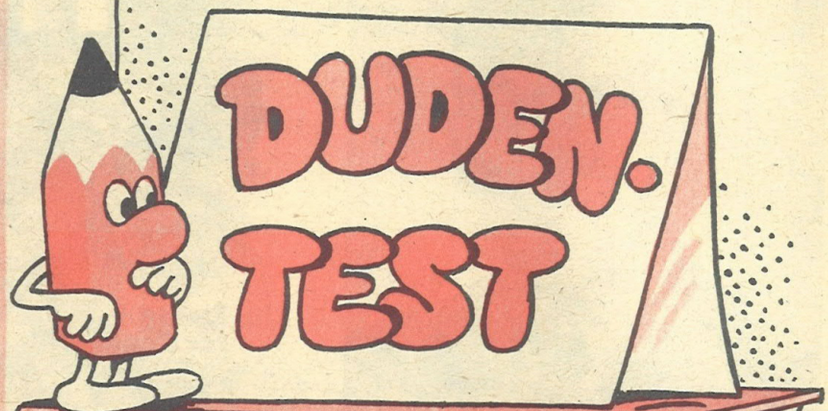


Foto: Hermann Lemcke

Zeichnung: Otto Sperling



Groß oder klein?

R	eine Fahrt ins blaue	
S	eine Fahrt ins Blaue	
C	mit Zittern und Zagen	
D	mit zittern und zagen	
G	ins lächerliche ziehen	
H	ins Lächerliche ziehen	
R	ins Schwarze treffen	
S	ins schwarze treffen	
E	ihm verging Hören und Sehen	
F	ihm verging hören und sehen	
I	mir ist angst	
J	mir ist Angst	
N	er ging abends aus	
D	er ging Abends aus	
I	vor kurzem	
J	vor Kurzem	
C	im trüben fischen	
D	im Trüben fischen	
G	den Kürzeren ziehen	
H	den kürzeren ziehen	
S	von Klein auf	
T	von klein auf	
W	ins reine schreiben	
X	ins Reine schreiben	
E	ins klare kommen	
F	ins Klare kommen	
H	auf Biegen oder Brechen	
I	auf biegen oder brechen	
U	alles Gute	
V	alles gute	
M	ohne Weiteres	
N	ohne weiteres	
C	im verborgenen bleiben	
D	im Verborgenen bleiben	
A	ins Leere starren	
B	ins leere starren	
C	es ist ihm ein leichtes	
D	es ist ihm ein Leichtes	
H	im wesentlichen	
I	im Wesentlichen	

Trennen – aber wo?

R	Ball-on	oder	W	Bal-lon
I	Inter-esse	oder	O	Inte-resse
E	Atmo-sphäre	oder	B	Atmos-phäre
A	Chi-rurg	oder	D	Chir-urg
M	Illus-tration	oder	E	Illu-stration
R	tre-ten	oder	N	tret-en
I	Nat-ion	oder	H	Na-tion
O	and-re	oder	B	an-dre
A	flagg-en	oder	L	flag-gen
E	ge-stern	oder	N	ges-tern
W	gest-rig	oder	R	ges-trig
E	Mos-trich	oder	I	Most-rich
W	Meis-ter	oder	E	Mei-ster
D	Fin-ger	oder	F	Fing-er
M	Kar-pfen	oder	E	Karp-fen
L	Lehr-er	oder	R	Leh-rer
H	stach-lig	oder	O	stachl-ig
D	nebl-ig	oder	O	neb-lig
L	Ma-gnet	oder	E	Mag-net
T	Pro-gnose	oder	N	Prog-nose

So oder so? Entscheide dich!

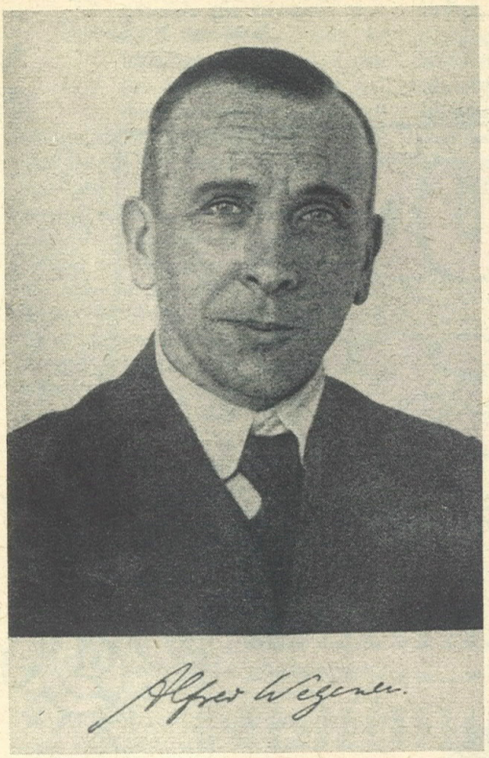
Artillerie	Artilerie	Krediet	Kredit	Athlet	Atlet	Limousine	Limusine
U	T	Z	M	D	E	I	A
Balast	Ballast	Alligator	Aligator	Ataché	Attaché	Stukatteur	Stukkateur
A	B	A	B	R	E	B	S
Belletristik	Beletristik	Ballet	Ballett	Analphabet	Analphapet	Rythmik	Rhythmik
U	M	M	C	N	S	Z	T
Appartement	Apartement	Ballerina	Balleriena	Akkumulator	Akkummulator	Kommissar	Komisar
N	S	H	G	M	V	E	R
Atrappe	Attrappe	Ballalaika	Balalaika	Atraktion	Attraktion	Korektur	Korrektur
H	G	R	T	W	E	Z	R

Bei richtiger Entscheidung erhältst du durch Aneinanderreihung der Lösungsbuchstaben Auflösungssätze!

A – B – C oder: Was ist

1. Quarantäne:
   K ein Tiefseefisch
   F eine medizinische Maßnahme
   R eine Quartalsprämie?
2. Priorität:
   R Vorrang, zeitliches Vorhergehen
   A Ohrenkrankheit
   C Erster Geiger im Orchester?
3. Parameter:
   H Längenmaß in Frankreich
   K juristischer Begriff
   O Hilfsgröße bei Berechnungen?
4. Marginale:
   S Randbemerkung, Anmerkung
   R städtische Hauptstraße
   V Brotaufstrich?
5. Arboretum:
   B Arbeitseinheit
   I Baumschule
   W Sternbild?
6. Insolation:
   R Diabetiker-Heilmittel
   Z Strandung auf einer Insel
   T Sonneneinstrahlung?
7. Finesse:
   H Schmackhaftigkeit
   O Endkampf
   E Feinheit, Kniff, Schlauheit?
8. Exploration:
   S Befragung, Untersuchung
   B Sprengung
   C Einteilung, Zuteilung?
9. Memorandum:
   B Testament
   C Baumaterial
   T Denkschrift, Grundsatzerklärung?

IM GRÖNLA



Polarforscher Alfred Wegener (1880–1930)

Alfred Wegener durchlebte, in seinem vom Eiswind geschüttelten Zelt, eine schlaflose Nacht. Sollte alles umsonst gewesen sein? Zum vierten Male war er in Grönland. Aber diesmal war er nicht Teilnehmer, sondern Leiter der deutschen Grönlandexpedition. Es ging um die systematische Erforschung Grönlands. Um Eisdickemessungen. Um meteorologische Erkenntnisse. Denn längst war in Fachkreisen bekannt, daß Grönland die „Wetterfabrik" Europas ist. Vorwiegend treiben gewaltige Luftmassen, die sich über Grönland abkühlen, über das Nordmeer zum europäischen Festland. Neue und bessere Erkenntnisse galt es zu finden. Der Station „Eismitte" fiel eine der wichtigsten Aufgaben zu.

Alle eindringlichen Worte, alle Bitten, weiter mit nach Osten zu marschieren, blieben an dem fahlen nebelzerfurchten Vormittag vergeblich. Drei der vier Grönländer wollten umkehren. Es fehlte ihnen gewiß nicht an Mut, aber der Aufenthalt für sie als Küstenbewohner auf dem Hochland in dünner Luft, hatte sie schon zu sehr erschöpft. Nur einer, Rasmus Villumsen, Wegeners Begleiter auf früheren Reisen, erklärte sich bereit, die Reise weiter fortzusetzen. Wegener überrechnete die sechs Schlittenlasten. Was würde bei sparsamstem Verbrauch nötig sein, damit die Männer auf Station „Eismitte" überwintern können? Was würde gebraucht, um bis zur Station zu kommen und zur Anlegung von Depots für den Rückmarsch? Die Erfahrung seiner vorhergehenden Grönlandaufenthalte half ihm. Er entschloß sich, mit Loewe und Rasmus die Reise fortzusetzen.

Die Weiterreise wurde zur grenzenlosen Plackerei. Das Wetter blieb schlecht, und der verharschte Schnee machte den Hunden viel zu schaffen. Immer wieder brach einer der Hunde zusammen und war nicht in der Lage, im Geschirr weiterzugehen. Er mußte getötet und als begehrtes Futter für die anderen Hunde dienen. Ab 15. Oktober wurde das Wetter besser. Die Sonne zeigte sich. Auch der eisige Ostwind hatte nachgelassen. Die drei Schlitten kamen jetzt gut voran.

„Hojaho!" Rasmus, immer vorausfahrend, peitschte seine Hunde an. Der junge Grönländer verstand sich gut mit seinen Hunden. Nur ein Tier hatte er bisher verloren, während Wegener aus seinem Gespann von zehn Hunden bisher fünf verloren hatte. Loewe verlor vier Hunde.

Die Marschleistungen betrugen 15 Kilometer und mehr am Tage. Zwar wurde es kälter, das Thermometer fiel nachts auf 40 °C minus. Auch ging es stetig auf 3 000 Meter Höhe hinauf. Aber die Bahn wurde besser. Fester Schnee, ohne die ermüdenden Schneewächten, die es ständig zu umfahren galt.

Am späten Nachmittag begann der Abendschatten die unendliche Eisfläche blau zu färben. Erst nach Einbruch der Dunkelheit wurde gehalten. Wegener übernahm das Aufstellen des Zeltes und das Zubereiten des Abendessens auf dem Petroleumkocher, bestehend aus Pemmikan*, Fleischkonserve und Tee. Loewe und Rasmus kümmerten sich um die Hunde. Das war eine schwere Arbeit. Dauernd wollten sie das Ledergeschirr vor lauter Hunger auffressen. Die Schnauzen mußten ihnen bei jeder Rast fest zugebunden werden. Fortwährend verbissen sie sich sonst untereinander, und ständig drängten sie ins wärmere Zelt in der Hoffnung, Freßbares zu ergattern. Das Abfüttern der Hunde mit kargen Rationen war ein regelrechtes Kunststück. Es gehörte viel Geschick dazu, das gegenseitige Wegschnappen der Ration zu verhindern.

Während der Polarnacht mit ihrem wunderbaren Funkeln des Sternenhimmels und dem glänzenden Bogen des Nordlichtes lagen die drei Männer erschöpft in ihren pelzgefütterten Schlafsäcken.

Am 20. Oktober 1930 erreichten die hochbepackten Schlitten Kilometer 292. Zu diesem Zeitpunkt wollten die Männer der Station „Eismitte", Georgi und Sorge, aufbrechen zur Westküste, ins Basislager, wenn bis dahin keine Versorgungskolonne eintraf. Was sollte nun geschehen? Noch gut 100 Kilometer bis zur Station „Eismitte". Schließlich wurde beschlossen, vier Tage weiter zu marschieren. Bei der gut gekennzeichneten Marschbahn müßten sie sich mit den zwei entgegenkommenden Männern treffen.

Vier Tage später erreichten sie Kilometer 335. Die Temperaturen hielten sich jetzt dauernd um minus 50°. Von Georgi und Sorge war weit und breit nichts zu sehen. Bis zur Verzweiflung war es nur noch ein kleiner Schritt. Wie sollten sie bei ihrer Erschöpfung die Rückreise überstehen? Die Hunde waren kaum noch in der Lage, die Schlitten zu ziehen. Wegener hatte leichte Erfrierungen im Gesicht. Schlimmer noch waren die Erfrierungen an Loewes Füßen. Er hatte bisher gar nicht darauf geachtet. Wegener massierte sie abends im Zelt stundenlang, aber sie blieben starr, und schwarze Flecken zeigten sich an den Zehen. Der junge Rasmus, bisher immer noch fröhlich, verstummte völlig.

Was war mit den Männern auf „Eismitte" geschehen? Warum kamen sie nicht? Oder war ihnen etwas zugestoßen? Sie mußten doch genügend Hunde bei sich haben, um die Schlittenreise aufnehmen zu können. Notproviantlager für den Rückmarsch waren angelegt. Oder schoben sie geduldig das Warten hinaus? Wenn Wegener versprochen hatte, „Eismitte" für den Winter zu versorgen, so geschah es auch. War das ihre unumstößliche Hoffnung?

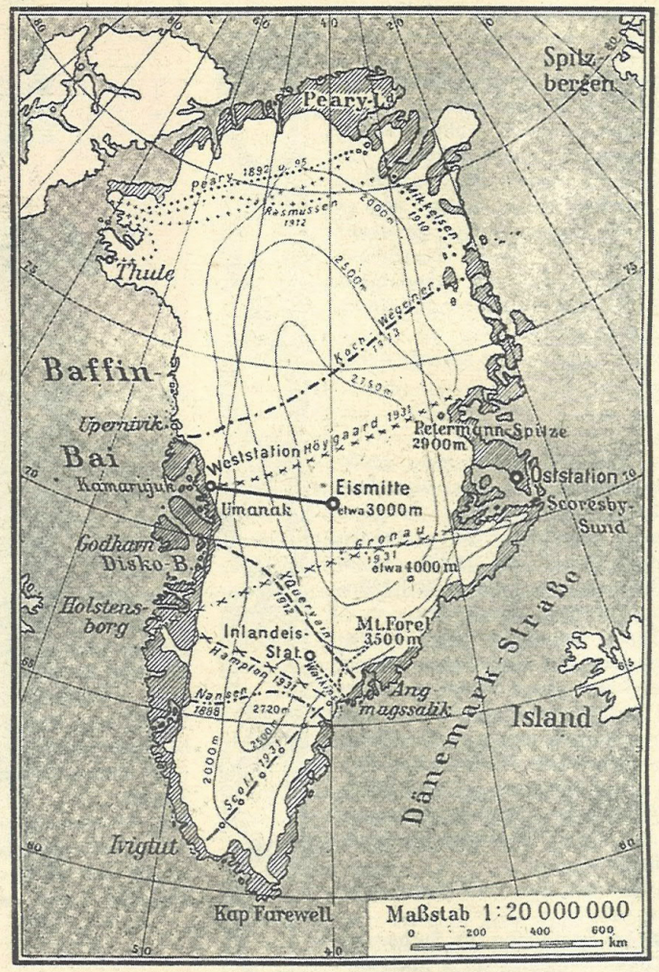
Rasmus war es, der kurz entschlossen weiter drängte. Bei 300 Kilometern war er nahe daran umzukehren. Nun aber stand er ganz zu Wegeners großer Aufgabe. Er hatte volles Vertrauen zu ihm. Ahnte er auch mehr, als er wußte um die große Forschungsaufgabe, so begriff er doch Wegeners Ziel, und er sah in ihm seinesgleichen. Nie war er überheblich, besserwisserisch, kehrte nicht den Expeditionsleiter heraus. Er verlangte von allen Expeditionsteilnehmern, ob Grönländer oder Europäer, nie mehr als er selbst zu leisten imstande war. Dieser bescheidene, opferbereite Mann, Alfred Wegener, wurde so zum Vorbild des jungen Grönländers Rasmus Villumsen.

Sie marschieren weiter, sobald sich das wieder schlechter gewordene Wetter besserte. Noch gut 60 Kilometer

*Trockenkonserve aus Dörrfleisch und Fett

NDEIS

Zeichnung: Adelheim Dietzel



Übersichtskarte von Grönland mit den Routen der Forschungsreisen

waren es. Es war eine Flucht nach vorn. Die Temperatur blieb bei minus 50°. Am 28. Oktober wurde bei Kilometer 376 die letzte halbe Ration Futter an die Hunde verfüttert. Auch die Rationen der Männer waren aufgebraucht. Es mußte gelingen, morgen unbedingt die Station zu erreichen.

Doch bei Kilometer 391 blieben sie endgültig liegen. Männer und Hunde waren völlig erschöpft. Alle ausgeatmete Feuchtigkeit der Männer und Hunde gefror sofort in der Kälte. Bis hierher war die kleine Karawane ständig in eine kilometerlange Wolke von Eiskristallen gehüllt. Nahezu ein Wolkenberg türmte sich nun hier über ihrem letzten Lager auf.

Rasmus warf alle Lasten von den Schlitten. Apathisch schleppten sich die Hunde dahin. Auf dem Nansenschlitten saßen die ausgepumpten Männer. Kaum nahmen sie wahr, daß von der Station „Eismitte" zwei Männer entgegengeeilt kamen. Georgi und Sorge. Erst in ihren Umarmungen begannen sich ihre Gesichter wieder zu beleben.

*

Bei Wegeners Polarerfahrung war ihm klar, daß er sich nicht auf „Eismitte" aufhalten konnte, wenn er wieder zur Weststation zurück wollte. Auch hatte „Eismitte" nicht für fünf Personen Proviant. In drei Wochen, ab 21. November, würde völlige Polarnacht eintreten und die Sonne erst wieder Ende Januar sichtbar werden. Er wurde dringend als Führer der Expedition an der Westküste gebraucht, und so entschloß er sich, die Rückreise sofort anzutreten. Mit dem ständigen Ostwind im Rücken hoffte er, bedeutend schneller westwärts zu kommen. Jedoch mußte wieder eine Entscheidung von großer Tragweite getroffen werden.

Dr. Fritz Loewe konnte unmöglich eine neuerliche strapaziöse Schlittenreise auf sich nehmen. Nach ein paar Stunden Ruhe und hinreichender Verpflegung waren seine Kraftreserven wohl wieder völlig aufgefrischt, aber die Zehen an beiden Füßen waren erfroren und es sah nicht so aus, als würde sie die Blutzirkulation wieder beleben. Er mußte auf „Eismitte" bleiben. Da er lange Zeit ans Lager gefesselt sein würde, konnte er auch Dr. Sorge nicht ersetzen, der Glaziologe (Gletscherforscher) war und die Eisdickemessungen, die vorrangige Aufgabe von „Eismitte", vornahm.

Am Morgen des 1. November 1930 saßen in der Eishöhle fünf Männer zur kleinen Feier und zum Abschiednehmen beisammen.

Der in aller Welt geachtete deutsche Polarforscher, Professor Dr. Alfred Wegener beging mitten in Grönland seinen 50. Geburtstag.

Unmittelbar nach der Feier – die mit Tee und Zwieback begangen wurde – brachen Wegener und Rasmus auf. Sie hatten die siebzehn stärksten Hunde, die auf der Station vorhanden waren, vor zwei Schlitten gespannt. Lange winkten die Zurückbleibenden dem Schlitten nach. Wann würden sie sich wiedersehen? Alle wußten um die großen Gefahren einer Schlittenfahrt von 400 Kilometern um diese Jahreszeit.

Das Bangen der Männer auf „Eismitte" galt Wegener und Rasmus. Werden sie heil an der Westküste ankommen? Aber auch die Männer der Weststation waren von tiefer Sorge erfüllt. Ihr Führer der Expedition wollte im Oktober von seiner Reise zurück sein, und nun war schon die erste Novemberwoche vergangen ...

*

Trotz anfangs schnellem Vorwärtskommen war für Wegener und Rasmus der Marsch eine sich ständig steigernde Strapaze. Das Wetter verschlechterte sich. Immer wieder zog Nebel auf. Die Temperaturen näherten sich minus 60°. Der junge Rasmus half dem älteren Wegener, dem er längst inniger Freund geworden war, wo er nur konnte. Aber die Erschöpfung beider nahm zu. Das Vorwärtskommen wurde zu neuer Qual. Nachdem einige Hunde morgens nicht mehr aufwachten, beschlossen beide, bei Kilometer 255 nur noch mit einem Schlitten weiterzufahren.

Bei Kilometer 189,5 schlugen sie abermals ihr Zelt auf. Noch knapp die Hälfte bis zur rettenden Weststation. Der Schlaf fiel den jungen, erschöpften Rasmus sofort an. Wegener neigte den Kopf zur Seite. Er meinte, die erschlafften Gesichtszüge seines jungen Freundes genau zu erkennen, trotz der Dunkelheit. Ein Lächeln ging über sein Gesicht. Und da fielen seine fiebrigen Gedanken zurück in die Kindheit und Jugendzeit. Wie oft war er von Berlin aus mit seinem Bruder Kurt nach Zechlinerhütte in die Mark gefahren. Der vertraute stille See tauchte auf. Er sah sich darin baden. Dann wieder in den Kiefernwäldern herumstreifen. Wie liebte er dieses herrliche Stück Land. Immer wenn er Zeit fand, fuhr er ein paar Tage dorthin. Auch in den letzten Jahren. Seine Studenten tauchten vor seinen Augen auf. In Hamburg. In Graz. Seine Vorlesungen in Geophysik und Metereologie wurden sehr geschätzt, das empfand er immer wieder nach dem stürmischen Applausklopfen. Er hatte auch nie trockene Fachepisteln dozierend von sich gegeben. Er verband in seinen Vorlesungen immer das Fachwissen mit dem praktischen Leben. Dem Mut des Wissenschaftlers zum Wagnis. „Es gibt immer Neues zu entdecken!" war seine ständige Redensart. Nur Schreihälse konnte er nicht vertragen. Die jetzt in braunen Hemden allenthalben

Fortsetzung auf Seite 18

Fortsetzung von Seite 17

auf Deutschlands Straßen herumbrüllten, daß sie Deutschland zu neuer Weltachtung bringen wollen. Immer wieder sagte er seinen Schülern: „Es kommt nicht darauf an, was einer redet, sondern was er leistet." War er dabei nicht immer Vorbild gewesen? Auch jetzt mit dieser Expedition? Seine wissenschaftlichen Erkenntnisse der sich ständig verschiebenden Kontinente waren weltbekannt.

Das Lächeln auf seinem Gesicht wurde weicher . . .

*

Anfang Mai 1931 brach eine große Schlittenkolonne von der Westküste zur Station „Eismitte" auf. Darunter war auch Rasmus' Bruder, Johann Villumsen. Am 7. Mai trafen sie in „Eismitte" ein. Sie hofften, fünf Männer wohlbehalten vorzufinden . . .

Tiefe Trauer empfanden alle. Die Angekommenen, wie auch Sorge, Georgi und der seit wenigen Tagen wieder im Freien herumhumpelnde Loewe. Das ständige Bangen war nun Gewißheit. Der weltbekannte Polarforscher Professor Alfred Wegener und der 22jährige Grönländer Rasmus Villumsen waren tot. Das Grönlandeis hatte sie verschlungen.

Die Suche nach den toten Kameraden begann sofort.

Am 12. Mai entdeckten die Suchenden beim Depot Kilometer 189,5, nach längerem Graben im letzten Winterschnee, den toten Alfred Wegener. Er lag im Schlafsack. Zugedeckt mit einem Rentierfell. Das blasse Gesicht sah jugendlicher aus als früher. Seine Augen waren offen. Er war vollkommen angezogen. Außer seinem Tagebuch war nichts entnommen. Alles deutete darauf hin, daß er nicht auf dem Marsch gestorben oder im Zelt erfroren war, sondern nach körperlicher Uberanstrengung einer Herzschwäche erlegen ist.

Es blieb den Freunden nur, das Grab ihres großen Vorbildes durch gekreuzte Metallstäbe inmitten Grönlands, an dessen Erforschung er so großen Anteil hatte, kenntlich zu machen.

Weiter westwärts suchten alle Expeditionsteilnehmer immer wieder nach dem Verbleib von Rasmus. Sie fanden ihn nicht. Nichts von den Hunden. Nichts von den Schlitten. Er ist einsam und verschollen gestorben. Ein junger Held des grönländischen Volkes.

Der Metereologe Professor Dr. Kurt Wegener kam sofort aus Berlin nach Grönland. Anstelle seines Bruders übernahm er die Leitung der Expedition, um die gestellten Aufgaben abzuschließen. Alle Teilnehmer fühlten sich ihrem toten Freunde gegenüber dazu verpflichtet.

Paul Herbert Freyer

Lützows wilde, verwegene Jagd

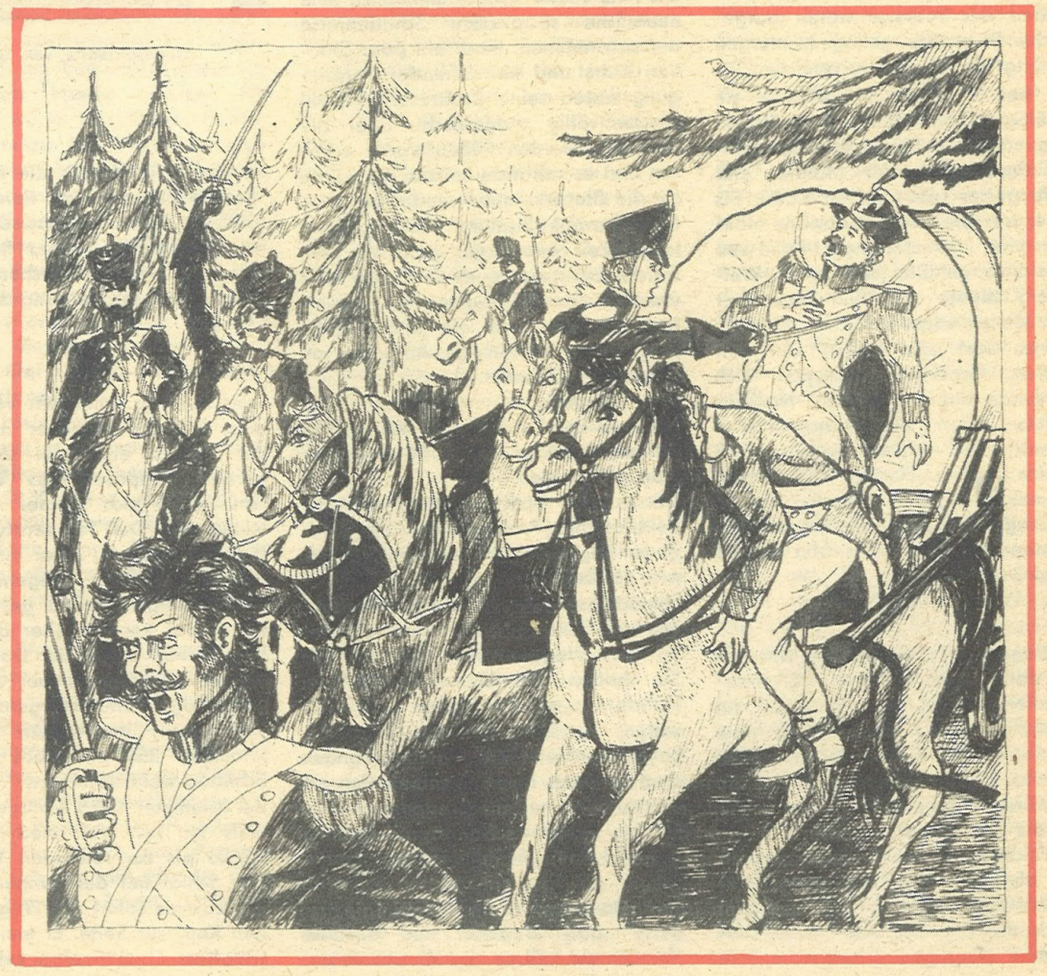
An einem sonnigen Frühlingstag des Jahres 1813 zieht eine Kolonne von achtzehn wuchtigen Planwagen durch das sächsische Vogtland. Es ist eine französische Nachschubkolonne, die da fährt. Sie hat Handfeuerwaffen, Munition und Lebensmittel geladen und befindet sich auf dem Weg zu der von Kaiser Napoleon selbst befehligten Hauptarmee.

Nach seiner vernichtenden Niederlage in Rußland war es dem Franzosenkaiser erneut gelungen, ein großes Heer aufzustellen und mit ihm die Elbe ostwärts zu überschreiten. Seine Truppen waren den verbündeten Russen und Preußen zahlenmäßig weit überlegen, so daß er in den beiden blutigen Schlachten bei Großgörschen und Bautzen noch einmal siegen und bis zur Oder vordringen konnte.

Was Wunder also, daß sich das Begleitkommando dieser Nachschubkolonne völlig sicher fühlt, glaubt es sich doch tief im eigenen Hinterland. Die meisten Soldaten haben es sich ordentlich bequem gemacht. Nur wenige in der Kolonne sind wirklich wachsam.

Da zerreißt ein Jagdhornsignal diese beschauliche Ruhe. Einem Sturmwind gleich preschen schwarzuniformierte Reiter aus dem Waldesdickicht hervor. Über den Köpfen der schwarzen Reiter blitzen drohend die Säbelklingen und siegessicher klingt ihr dröhnendes „Hurra!" Ein Schreckensschrei geht durch die Kolonne: „Die Lützower!"

Während die Soldaten des Begleitkommandos hastig versuchen, nach ihren Waffen zu greifen, haben die Lützowschen Jäger die Fahrzeuge bereits eingekreist. Mit sicheren Säbelhieben durchhauen sie die Trageriemen der leichtfertig an den Wagenkästen aufgehängten Gewehre und Patronentaschen, so daß sie unerreichbar in den Staub der Straße fallen. Und bevor die napoleonischen Soldaten ihre Säbel ziehen können, blicken sie bereits in Pistolenmündungen. Einem Teil aber war es gelungen, noch rechtzeitig die Feuerwaffen



Zeichnungen: Matthias Müller

zu ergreifen. Angeführt von einem bärtigen Korporal setzen sie sich energisch zur Wehr und liefern den Lützowern ein hitziges Gefecht. Auf beiden Seiten gibt es Verwundete, doch schließlich sind alle Franzosen überwältigt.

Die Lützower wischen sich den Schweiß von der Stirn und freuen sich über ihren Erfolg, denn die erbeuteten Gewehre und Patronen sind gerade das, woran es in der preußischen Armee am meisten mangelt. Die Lebensmittel aber, so wird beschlossen, werden in den nächsten Ortschaften an die durch den Krieg verarmte und notleidende Bevölkerung verteilt.

Bald setzt sich die Kolonne wieder in Bewegung – allerdings nun mit anderem Ziel und unter dem Kommando der Lützowschen Jäger. Sie stimmen das Lied ihres Freikorps an, das einer der ihren, der junge Dichter Theodor Körner, geschrieben hat und das so recht auf den heutigen Tag paßt:

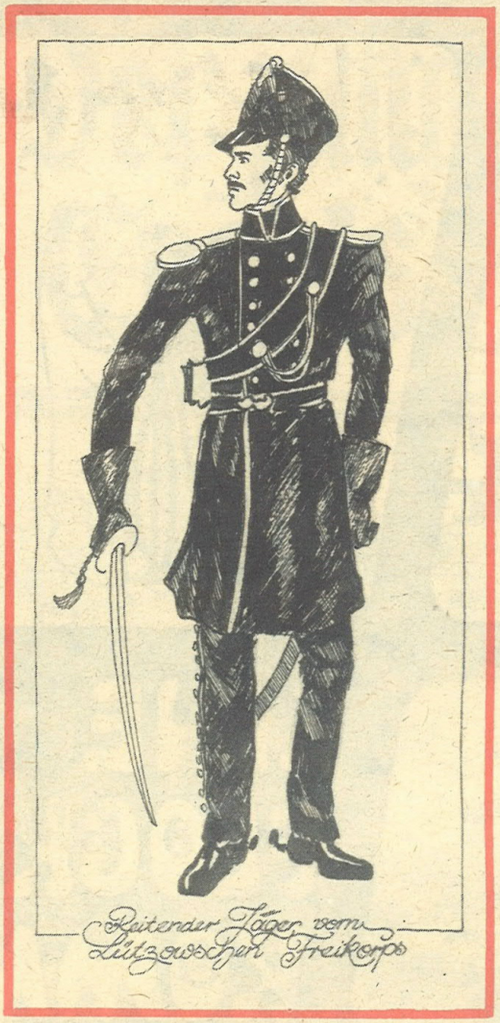
„Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd."

Um die gleiche Zeit etwa treffen der Tagelöhner Krischan Witt aus dem Mecklenburgischen und der hessische Student Jobst Krüger in Breslau (heute Wrocław) ein. Beide haben einen langen Weg hinter sich. Man sieht es ihren Kleidern und Schuhen und auch ihren Gesichtern an. Aber trotz aller Mühsal haben sie durchgehalten. In der Nähe von Torgau trafen sie sich und sind seitdem gemeinsam marschiert, denn sie hatten das gleiche Ziel: Sie wollen Lützowsche Jäger werden! Nun drängen sie sich mit vielen Gleichgesinnten vor dem Tor des Gasthauses „Zum goldenen Zapfen", wo ein Werbebüro der Lützower eingerichtet ist. Wie sie, so kommen auch alle anderen aus den verschiedensten deutschen Ländern und alle Bevölkerungsschichten sind unter ihnen vertreten: Bauern, Arbeiter und Handwerker ebenso wie Studenten, Ärzte und Professoren. Jeder hofft, in die schwarze Schar, wie die einfachen Leute die Lützowschen Jäger überall nennen, aufgenommen zu werden und in ihren Reihen für die Freiheit des Vaterlandes kämpfen zu können.

Während unten in der Gaststube die Einstellungsformalitäten erledigt werden, läuft in einem Zimmer darüber der Major Lützow wütend hin und her und flucht mörderisch. Schließlich weist er auf die Tür und fordert seine Stabsoffiziere auf: „Geht in den Hof und seht euch an, was diese Hofschranzen in Berlin als Ausrüstung für unsere Jäger geschickt haben! Es ist nicht zu fassen: Zweihundert Gewehre, bei denen man die Zündlöcher zu bohren vergessen hat, einen Posten ausgedienter englischer Paraderöcke, Haarpomade, Puder, Bürsten und Striegel! Was sollen wir mit diesem Plunder?" macht Lützow weiter empört seinem Herzen Luft. Etwas ruhiger geworden, fügt er mit Genugtuung in der Stimme hinzu: „Aber zum Glück für uns gibt es die Russen, die wirkliche Hilfe leisten, mehr als der eigene König. Sie haben uns erst gestern wieder erbeutetes französisches Kriegsgerät zur Verfügung gestellt, so daß wir noch eine Kompanie ausrüsten und bewaffnen können."

Wer war dieser Major Lützow? Wer waren die Lützowschen Jäger, die beim Volke so beliebt, dem eigenen König und seinem Klüngel aber ein Dorn im Auge gewesen sind?

Major Ludwig von Lützow wurde 1782 in der Mark Brandenburg geboren. Als junger Offizier



Reitender Jäger vom Lützowschen Freikorps

focht er 1806 in der Schlacht bei Jena und Auerstedt gegen Napoleon und erlebte mit, wie das preußische Heer völlig zerschlagen wurde und sich viele seiner Generale und starke Festungen feige dem fremden Eroberer ergaben. Zusammen mit einer Gruppe Soldaten schlug er sich bis zur Ostseeküste durch und nahm an der Verteidigung der kleinen Festung Kolberg (heute Kolobrzeg) teil. Und 1809 gehörte er zu den Schillschen Reitern.

Zu Beginn des Befreiungskrieges wurden in Preußen Freikorps aufgestellt. Sie sollten im Hinterland des Feindes Waffen- und Verpflegungslager zerstören, den Nachschub behindern, die Bevölkerung patriotisch aufklären und kampfbereite Männer um sich sammeln. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., mußte auf Drängen vieler Patrioten schließlich auch dem Major Lützow die Erlaubnis zur Errichtung eines „Königlich-preußischen Freikorps" erteilen.

Von allen Freikorps wurde das Lützowsche das berühmteste. Diese Berühmtheit erlangte es nicht nur wegen seiner kühnen, verwegenen und entschlossenen Kampfesweise, sondern vor allem auch deshalb, weil es weder etwas „Königliches" noch „Preußisches" an sich hatte. Ziel der Lützowschen Jäger war nicht der Kampf für die Wünsche und Absichten irgendwelcher Fürsten, sondern die völlige Befreiung aller deutschen Länder vom napoleonischen Joch. Wie sie dachten und lebten, wovon sie überzeugt waren, welche Verhaltensregeln und Dienstvorschriften sie sich gaben, das entsprach nicht der königlich-preußischen, sondern einer Volksarmee.

So wurden die Offiziere nicht nach Stand eingesetzt. Nur Tapferkeit und Können entschieden darüber, wer Kommandeur werden konnte. Und wer nicht bereit war, zunächst als einfacher Soldat zu kämpfen, wurde erst gar nicht in das Freikorps aufgenommen.

Die Lützower leisteten auch dem König keinen Treueeid, wie das für alle Soldaten der preußischen Armee Gesetz war. Sie schwuren vielmehr, dem Vaterland allzeit treu und unter Einsatz des Lebens zu dienen.

Ihre Fahne war nicht das königlich-preußische Schwarzweiß, sondern das aus dem deutschen Kaiserwappen und den Bauernkriegen stammende Schwarzrotgold. Als Berliner Frauen und Mädchen dem Freikorps eine schwarzrotgoldene Fahne stifteten, befahl der König, daß es überhaupt keine Fahne zu führen habe. Die Lützowschen Jäger jedoch wußten dem König zu trotzen. Von nun an trugen sie schwarze Uniformröcke mit roten Aufschlägen und goldenen Knöpfen.

Im Lützowschen Freikorps fanden sich viele fortschrittliche Männer zusammen. Sie wollten nicht nur die napoleonische Knechtschaft brechen, sondern auch die deutsche Kleinstaaterei überwinden helfen und demokratische Freiheiten erreichen. An ihrer Seite kämpften russische Kosaken, von denen die Lützowschen Jäger lernten, wie man den Partisanenkrieg im Hinterland des Feindes führt, und mit denen sie eine enge Waffenbrüderschaft verband.

Die deutschen Fürsten aber hatten große Angst, daß die fortschrittlichen Auffassungen und Gedanken der Lützower um sich greifen könnten. Deshalb gewährten die preußischen Behörden ihnen nur wenig Unterstützung und versuchten ständig, sie von anderen Truppenteilen zu isolieren und ihren Einsatz bei entscheidenden Gefechten zu verhindern. Reaktionäre Offiziere der preußischen Heeresleitung brachten es sogar fertig, die Lützower bewußt in eine Falle laufen zu lassen, die ihnen napoleonische Truppen bei Kitzen in der Nähe von Leipzig gestellt hatten. In dem erbitterten, ungleichen Kampf, der hier entbrannte, wurde das Freikorps fast völlig vernichtet. Jedoch bereits nach kurzer Zeit zählte es wieder über 3 000 Mann. Nach Beendigung des Befreiungskrieges wurde es vom preußischen König sofort aufgelöst

Inzwischen sind mehr als 150 Jahre vergangen. Kaum jemand erinnert sich noch an Friedrich Wilhelm III. oder kennt die Namen von Fürsten, Herzögen und anderen Regenten aus dieser Zeit. Aber die Taten der Lützowschen Jäger, ihr Kampf für die Freiheit sind unvergessen. Als wahre Soldaten des Volkes sind sie uns noch heute Vorbild für Vaterlandsliebe, Mut und Tapferkeit.

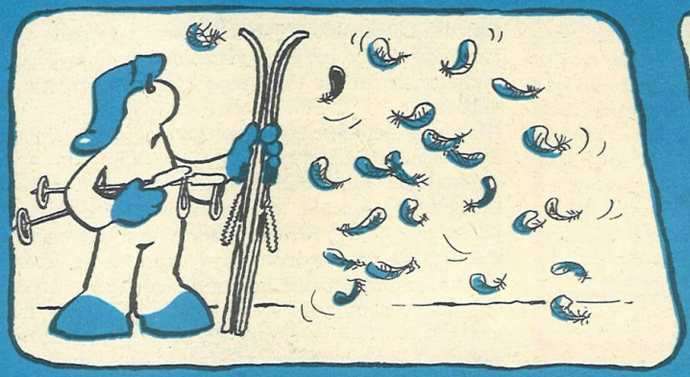
Dr. Wolfgang Uebel

„Frösi"-Leser-Briefaufgabe:

Forscht nach, ob es in eurem Heimatkreis Gedenkstätten gibt, die an die Lützower erinnern! Teilt uns dann mit:

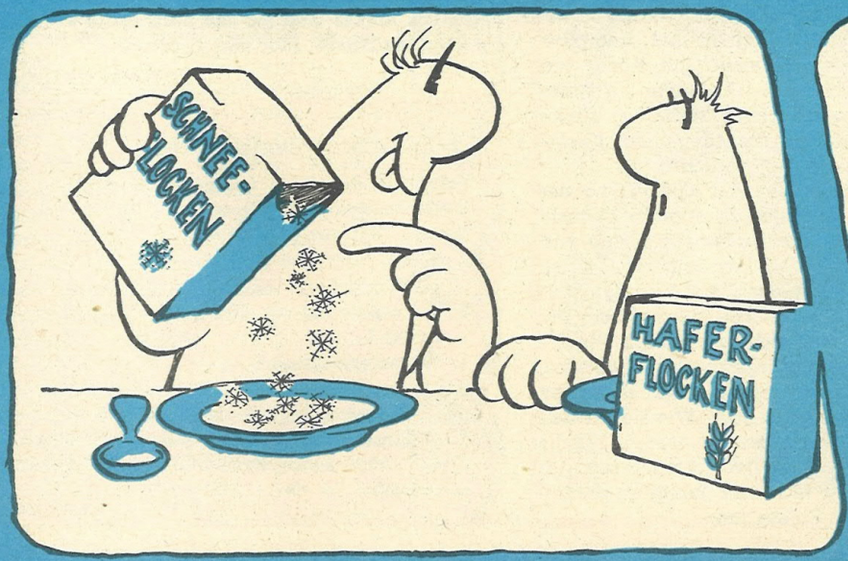
1. **In welchem Ort befindet sich die Gedenkstätte?**
2. **Um welche Art von Gedenkstätte handelt es sich?**
3. **Woran erinnert sie?**

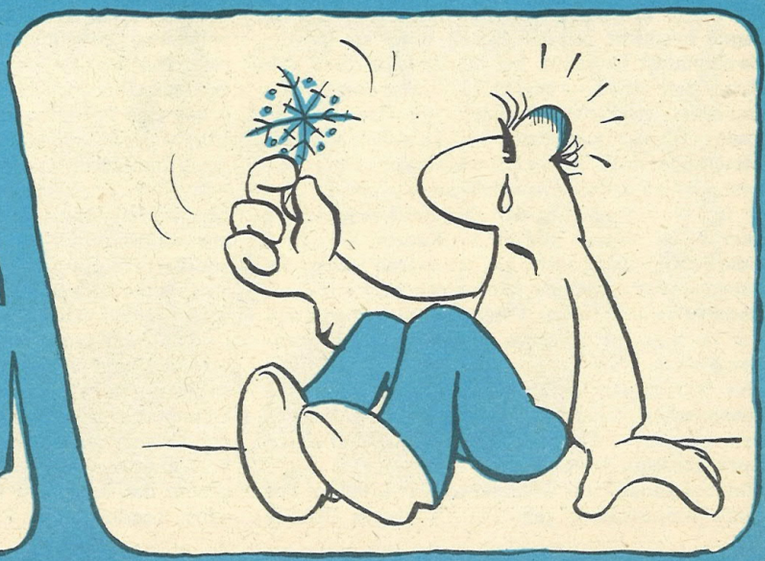
Wenn ihr dazu noch eine Zeichnung anfertigt, würden wir uns besonders freuen. Eure Einsendungen richtet an: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß ist der 1. März 1981.



EINE FLOCKE KOMMT SELTEN ALLEIN

MEINT PETER SCHMIDT





Der junge Engels 3

ILSE KORN

Ein Winter in der norddeutschen Tiefebene ist gewiß nicht das Angenehmste, auch der Frühling kam nur zögernd, doch endlich war er da, und Engels konnte wieder ausreiten, konnte schwimmen, kahnfahren, konnte mit Markus lange Spaziergänge an der Weser machen.

„Was sagen Sie zu meinen ‚Xenien', lieber Markus? Natürlich sind es keine von Goethe und Schiller."

Plötzlich packte er Markus' Arm und starrte auf den vom letzten Hochwasser noch ziemlich breiten Fluß. „Sehen Sie, dort schwimmt ein Boot ohne Menschen. Jemand ertrunken?" Er rannte an die kleine Fähre, wo immer der Fischer Jensen saß, mit dem er sich oft unterhalten hatte und der auch Boote vermietete

„Hallo, Jensen – Ihr Kahn? Was ist los?"

Der Alte raufte sich die Haare. „Ach, ach, ach, Jungen haben ihn mutwillig losgemacht, während ich bei der Angel saß. Da schwimmt er davon! Mein kostbares Hab und Gut."

Engels sah, daß dem Fischer Wasser in den hellen Augen stand. „Warten Sie, den werden wir zurückholen." Engels lief mit dem Strom, zog sich dabei seine Kleider aus, warf sie nach und nach ans Ufer und sprang an geeigneter Stelle, nur mit der Unterhose bekleidet, in das kalte Aprilwasser. Markus schrie entsetzt auf, auch der Alte preßte die Fäuste über der Brust zusammen. „So ein wilder, junger Herr – der ist imstande und ... Beim heiligen Petrus, ja, der schafft's!"

Mit kühnen Schwimmstößen peilte sich Friedrich an das treibende Boot heran, stemmte sich hoch und ruderte kräftig, ein wenig bibbernd vor Kälte, ans Ufer zurück.

„Da haben Sie Ihr Kähnchen, doch jetzt gehört es erst mal für eine Stunde mir und meinem Freund, und diesmal ohne Groschen." Er zog die von Markus eingesammelten Kleidungsstücke an und nahm sich Jensens Decke mit.

„Los, los, Markus, einsteigen! Mir muß noch wärmer werden. Heute will ich ihnen vorlesen. Hab's doch versprochen." Er zog den „Telegraph für Deutschland" aus der Tasche. „Hier!" Markus las: Briefe aus dem Wuppertal, Teil 1 von Friedrich Oswald. „Das sind Sie?"

Engels nickte lachend: „Zuerst schreibe ich von unserer roten Wupper, die nicht etwa aus Scham über das Treiben der Menschen dort so rot geworden, auch nicht von einer blutigen Schlacht – denn dort streiten nur theologische Federn und wortreiche alte Weiber über des Kaisers Bart. Das Rot kommt von den Färbereien – danach beschreibe ich etwas das bergische Land und verschweige nicht die vielen Kneipen, die Betrunkenen in den Straßengräben, die Obdachlosen ... von fünf Menschen sterben dort drei an der Schwindsucht."

Angerührt im Innersten, nickte Markus dem Jüngeren zu und sagte endlich leise: „Vorgestern lasen Sie mir Ihr zartes Gedicht vom ‚Geist der Erde', dann Ihr satirisches über ‚Bücherweisheit'. Es gefiel mir recht gut: ‚Der ist nicht weise, der aus allen Schriften sich einen Schwall von Worten zugelegt, der wird auch nie des Daseins Schleier lüften, ob er auch schwer an Wissenschaften trägt...', und heute? Wer sind Sie, lieber Engels, wohin treibt es Sie? Ich bin neugierig."

„Ich kann des Nachts nicht schlafen vor lauter Ideen des Jahrhunderts. Das gehört alles zu mir, Markus, das eine wie das andere. Ohne Dichter werde ich nie leben können, nicht ohne Musik, nicht ohne das fröhliche Lachen, das Glas Wein, die Zigarre, nicht ohne den heißen Disput mit Freunden. Aber irgendwo zwackt es mich, wenn ich an die Ungerechtigkeit der Welt, an die Verlogenheit der Krämer und Kaufleute und Pfaffen denke. Sehen Sie, ich wagte hier in meinen ‚Briefen aus dem Wuppertal' nur einen kleinen Schritt. Wo aber gibt es Bücher, Schriftsteller, die alles ganz genau und mit historischer Treue untersuchen und berichten? Wo finde ich sie? Nie haben Sie mir so ein Buch in die Hände gelegt."

Markus sann eine Weile, blickte auf die grauen Fluten der Weser mit dem treibenden Kahn am flachen Ufer, schaute Engels freimütig an und sagte bedachtsam: „Es gibt sie noch nicht, solche Bücher. Ich suchte sie bisher vergebens. Ich meine, es müßten Männer kommen, solche wie Sie, und die werden die Bücher erst schreiben ... vielleicht würde dann manches besser."

Engels nickte und blieb stumm. Das würde ein weiter und kein leichter Weg sein ...

Es wurde ein weiter, ein steiniger, dornenreicher, aber ein guter Weg, den er, seine Freunde und Genossen später gingen.

Aber um einen solchen Weg zu gehen, mußte man viel wissen.

Zeichnung: Hans Betcke

„Frösi" war für euch dabei, als auf dem Raketenschnellboot „Paul Eisenschneider" unserer Volksmarine die Flagge

·Bruno vor!·

gesetzt wurde.

„Maschine klar zum Auslaufen!" Die Matrosen, Maate und Offiziere besetzen ihre Gefechtsstationen. Auf der Brücke herrscht Hochbetrieb. Kommandant Oberleutnant Detlef Woythan gibt seine Kommandos. Am Mast steigt die Dienstflagge auf.

Das Deck wird aufgeklart. Alle Leinen und Fender werden verstaut. Ein Kommando von der Brücke: „Außenmaschinen Fahrt voraus!" Langsam passiert das schwere Schiff die Hafeneinfahrt. Da schrillt erneut die Glocke an Bord. Dreißig Sekunden lang. Gefechtsalarm zur Revierfahrt!

Der 1. Wachoffizier meldet: „Boot klar zur Revierfahrt! 1. Kurs ab Tonne C3 80 Grad!"

Sicher manövriert die Besatzung ihr Boot in die offene See.

Auf der Brücke

... das ist der Kommandostand des Raketenschnellbootes, steht Kommandant Oberleutnant Detlef Woython mit seinen Genossen. Die Brücke ist sein Gefechtsstand. Von hier aus leitet er alle Handlungen des Kampfschiffes.

Heute lautet die Gefechtsaufgabe für alle Genossen: Training von Fahrmanövern und Bergung eines Verletzten auf See.

Hier ist Genosse Woython in seinem Element. 26 Jahre ist er jung und kommandiert ein Raketenschnellboot unserer Volksmarine. Und was für ein Boot und eine Besatzung!

Im vergangenen Ausbildungsjahr wurden alle Gefechtsaufgaben von den Genossen an Bord mit der Note 1 erfüllt. Leistungen und Erfolge, an denen Genosse Woython als Kommandant maßgeblichen Anteil hat. Seine konkrete militärische Führung, große Sachkenntnis und seine Art, häufig mit den Genossen an Bord über alle Probleme zu sprechen, machten diese Leistungen möglich.

Im Maschinenleitstand

des Raketenschnellbootes, zwei Etagen tiefer, sitzt Oberleutnant Peter Wyschkon. Er ist für seinen Gefechtsabschnitt, die Maschine des Schiffes, verantwortlich.

Hier unten schlägt das „Herz" des Schiffes. Eine verwirrende Anzahl von Armaturen und Lämpchen signalisiert sofort jede Veränderung im „Pulsschlag" des Bootes.

Der gebürtige Cottbuser lernte Diesellokschlosser, machte sein Abitur und studierte an der Offiziershochschule der Volksmarine. Seit sechs Jahren fährt er auf dem Raketenschnellboot „Paul Eisenschneider".

Peter Wyschkon meint, daß man als Kommandeur seines Gefechtsabschnittes alle Arbeiten, die man befiehlt, selbst einmal „angefaßt" haben muß. Das heißt, an seiner Maschine macht ihm niemand etwas vor!

Zu Gast bei „Gästen"!

Steuermannsgast Dietmar Wolff steht am Ruder des Raketenschnellbootes. Vorstartgast Bernd Fehling ist für die Vorbereitung der vier Flügelraketen des Schiffes vor dem Abschuß verantwortlich. Auch von der Erfüllung der Gefechtsaufgaben dieser beiden Genossen hängt es ab, ob die gesamte Bootsbesatzung ihre Aufgaben erfüllen kann.

Dietmar ist Berliner und baute an der neuen Charité als Baufacharbeiter mit, bevor er seinen Ehrendienst bei der Volksmarine als Soldat auf Zeit antrat.

Bernd Fehling kümmert sich an Bord um den Sport. Fußball ist das „Zauberwort" für alle!

Sein eindrucksvollstes Erlebnis – keine Frage – die Teilnahme ihres Bootes an der Flottenparade zum 30. Jahrestag unserer Republik im Rostocker Hafen!

Das ulkigste Erlebnis? Hm, ... die erste Seefahrt bei viel Wind und hoher See. Aber das ist längst vergessen.

Na dann, allzeit gute Fahrt!

Text und Fotos: Peter Klaus Eckert

STECKBRIEF

Packt den Braunen! Stoppt das Ungeheuer!

Zeichnung:
Richard Hambach
Text: Dieter Wilkendorf

Er ist ein teuflischer Vielfraß, gierig, unersättlich, heimtückisch.
Bei Tag und Nacht, Sonne oder Regen frißt und nagt er ohne Unterlaß.
Seine scharfen Zähne sind eine poröse, braune Masse aus EISEN (III) – oxidhydrat, etwa FeO (Oh).
Vorsicht ist für alle Eisengeräte besonders an feuchter Luft, in Gegenwart saurer oder salziger Stoffe geboten. Der Vielfraß verschont unter diesen Bedingungen auch deine Metallspielsachen oder Handwerkzeuge nicht. Und er nagt an Eisenzäunen wie an Fahrrädern, Rollern oder Autos. Er frißt sich durch die starken dickbäuchigen Schiffskörper, nagt an Eisenbrücken und macht Türschlösser unbrauchbar. Er bedroht Eisentürme, Stahlgeflechte und Regentonnen. Er sitzt auf Gießkannen, Küchenmessern und zerstört Wassereimer wie Leitungsrohre.

Er ist und bleibt ein braunes, gefräßiges Ungeheuer. Allein in unserer Republik macht der Braune etwa 340 000 Tonnen Eisen- und Stahlerzeugnisse unbrauchbar. Er bestiehlt uns damit in jedem Jahr um rund zwei Milliarden Mark.

Er zwingt uns, viele Erzeugnisse vorzeitig auf den Schrottplatz zu bringen und bekommt es fertig, von den 340 000 Tonnen 20 000 Tonnen ganz und gar auf Nimmerwiedersehen lautlos zu fressen.

Jede Nachlässigkeit bestraft der Rotbraune. Viele Leichtsinnigkeiten kosten dann zusammengenommen Millionen Mark.

Wer nennt „Frösi" den Namen dieses Vielfraßes?
Wo kann man den Braunen in deiner näheren Umgebung finden?
Wer weiß eine oder mehrere Methoden, Spielgeräte oder Gebrauchsgegenstände aus Eisen vor ihm zu schützen?

Schreibt an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß ist der 1. März 1981. „Frösi" erwartet deinen Brief, deine Postkarte! Blättert in diesem „Frösi"-Heft nicht weiter, ehe ihr uns geschrieben habt. Gleichgültigkeit wird bestraft! Nicht von uns – von dem Braunen!

Erinnert ihr euch? Im Heft 4/1980 fragten wir:

„Können Biber, Ziegen, Ameisen, Vögel, Bienen, Spinnen wirklich etwas bauen, konstruieren, weben, erfinden, können sie sich Arbeits- und Haustiere halten, die Umwelt gestalten, arbeiten die Tiere?"

Viele Mädchen und Jungen haben uns ihre Meinung geschrieben. Herzlichen Dank dafür!

Ja, so einfach zu beantworten waren unsere Fragen wohl nicht. Es gab Für und Wider.

Eine große Zahl von Lesern antwortete so oder ähnlich wie Uta Boldt aus Burg Stargard. Sie schreibt:

„Meine Meinung ist, daß die Tiere nicht bauen, konstruieren usw. können. Sie tun es nur aus dem Instinkt heraus. Die Tiere haben kein hochentwickeltes Gehirn, können folglich auch nicht denken. Wenn zum Beispiel Spinnen ihre Netze spinnen, dann ist das eine instinktive Tätigkeit. Dabei wird jedoch im gewissen Sinne auch ‚Arbeit' verrichtet."

Nicht wenige Mädchen und Jungen schließen sich der Meinung von Steffen Albusberger aus Aue an. Er schreibt:

„Die Tiere können das wirklich. Ja, der Mensch hat ihnen sogar einige Fertigkeiten abgeschaut. Der Biber baut zum Beispiel Dämme, um immer einen Unterwassereingang zu haben. Die Tiere arbeiten also und das nicht zu knapp!"

Ihr seht, es gibt zu unserer Frage sehr unterschiedliche Auffassungen. Wer hat recht? Ich denke, Karin Geiseler aus Radeberg hilft uns auf die richtige Spur, wenn sie schreibt:

„All diese Tätigkeiten wie bauen, konstruieren, weben, erfinden kann nur der Mensch ausführen. Er ist es auch, der Arbeits- und Haustiere hält und die Umwelt bewußt zu seinen Gunsten gestaltet. Die Tiere arbeiten nicht. Denn wie heißt es: Die Arbeit unterscheidet den Menschen vom Tier und sie formt den Menschen."

Richtig, Karin! Und wißt ihr auch, wo das geschrieben steht, wer sich mit dieser Frage gründlich wissenschaftlich auseinandergesetzt hat? Friedrich Engels. In seiner Schrift „Dialektik der Natur" weist er die entscheidende Rolle der Arbeit für die Entstehung des Menschen nach. Überzeugend erklärt er, wie sich in einem langen historischen Prozeß mittels der Arbeit, durch die Herstellung und bewußte Handhabung von Werkzeugen, der Übergang vom affenähnlichen Vorfahren, also vom Tier zum Menschen vollzog.

Doch hören wir, was weitere „Frösi"-Leser meinen und geben Friedrich Engels selbst das Wort.

Euer
Professor Dr. Jürgen Polzin

Können Tiere arbeiten?

Sven Becker, Mühlhausen:

„Tiere können nicht denken. Deshalb sagen wir auch nicht, sie arbeiten, erfinden oder konstruieren etwas. Diese Ausdrücke sind hier nicht angebracht, weil die Tiere das unbewußt tun, ihrem Instinkt folgen. Nur der Mensch arbeitet bewußt. Besser kann ich das noch nicht ausdrücken."

Sabine Schau, Reichenbach:

„Alle Tiere arbeiten. Jedes Tier hat seine Arbeitsaufgabe. Der Biber baut Dämme. Der Hund hilft uns Menschen als Wachhund. Die Katze fängt Mäuse."

Irina Stock, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben:

„Ich möchte nicht sagen, daß die Blattläuse von den Ameisen ‚gemolken' werden. Ich glaube nicht, daß sie das mit einem Melkkarussell machen wie die LPG-Bauern. Deshalb paßt das Wort ‚melken' hier nicht.

Friedrich Engels sagt dazu:

„Die Arbeit ist die Grundbedingung alles menschlichen Lebens. Sie hat den Menschen selbst geschaffen.

Die Arbeit fängt an mit der Verfertigung von Werkzeugen. Das Werkzeug bedeutet die spezifisch menschliche Tätigkeit, die umgestaltende Rückwirkung des Menschen auf die Natur, die Produktion.

Auch Tiere haben Werkzeuge, aber nur als Glieder ihres Leibes.

Keine Affenhand hat je das roheste Steinmesser verfertigt."

Sind Tiere wirklich Baumeister, Konstrukteure, Erfinder?

Manuela Eck, Greiz-Dölau:

„Die Spinne webt ihr Netz, aber ich glaube kaum, daß sie es konstruiert oder nach einer Skizze anfertigt."

Dagmar Drescher, Schönebeck:

„Auch wenn es sich komisch anhört, meine ich: Würden mehrere Spinnen gemeinsam etwas aus ihrem Faden herstellen, könnte vielleicht doch etwas zum Anziehen zustande kommen."

Katrin Lüderitz, Caputh:

„Ich glaube nicht, daß Tiere etwas erfinden können. Bei den Wespen hat man zum Beispiel einen papierartigen Stoff gefunden. Aber es kann nicht die Rede davon sein, daß sie „das Papier erfunden" hätten. Sie stellen diesen Stoff her, ohne eigentlich zu wissen, was sie tun."

Maike Möller, Rudolstadt:

„Wenn Tiere Nester bauen, Staudämme errichten, kunstvolle Fangnetze spinnen, müssen sie ihre Arbeit doch irgendwie planen?"

Friedrich Engels antwortet:

„Es fällt uns nicht ein, den Tieren die Fähigkeit planmäßiger, vorbedachter Handlungsweise abzustreiten. Im Gegenteil. Planmäßige Handlungsweise existiert im Keim schon überall, wo lebendiges Eiweiß existiert und auf bestimmte Reize von außen mit einfachen Bewegungen reagiert. Die Art, wie insektenfressende Pflanzen ihre Beute abfangen, erscheint in gewisser Beziehung als planmäßig, obwohl vollständig bewußtlos. Bei den Tieren entwickelt sich die Fähigkeit bewußter, planmäßiger Aktion im Verhältnis zur Entwicklung des Nervensystems und erreicht bei den Säugetieren eine schon hohe Stufe. Auf der englischen Fuchsparforcejagd kann man täglich beobachten, wie genau der Fuchs seine große Ortskenntnis zu verwenden weiß, um seinen Verfolgern zu entgehen. Bei unseren im Umgang mit Menschen höher entwickelten Haustieren kann man tagtäglich Streiche der Schlauheit beobachten, die mit denen menschlicher Kinder ganz auf derselben Stufe stehen.

Aber alle planmäßige Aktion aller Tiere hat es nicht fertiggebracht, der Erde den Stempel ihres Willens aufzudrücken. Dazu gehört der Mensch.

Kurz: das Tier benutzt die äußere Natur bloß und bringt Änderungen in ihr einfach durch seine Anwesenheit zustande; der Mensch macht sie durch seine Änderungen seinen Zwecken dienstbar, beherrscht sie. Und das ist der letzte, wesentliche Unterschied des Menschen von den Tieren. Und es ist wieder die Arbeit, die diesen Unterschied bewirkt."

Verändern Tiere die Umwelt?

Ellen Geppert, Narsdorf:

„Tiere arbeiten nicht bewußt. Sie verhalten sich dem angeborenen Instinkt folgend, um die Art zu erhalten. Zum Beispiel mußten die Ziegen in Sankt Helena die Vegetation fast ausrotten, um nicht zu verhungern. Sie haben das nicht getan, damit die Pflanzen der Siedler gedeihen."

Bianca Enge, Mackenrode:

„Ja, alle Tiere verändern auf eine bestimmte Weise die Umwelt. Die Biene sammelt Nektar, die Spinnen fangen Fliegen, die Vögel fressen schädliche Insekten, die Ziegen fressen das Gras, damit es nicht zu hoch wird."

Irina Stock, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben:

„Ich finde, Ziegen sind Umweltgestalter, weil sie die alte Vegetation ausrotten. Aber es kommen wieder neue Ziegen dazu und die Pflanzen können nicht so schnell nachwachsen. Wenn also die vielen Ziegen immer wieder die neuen Pflanzen abfressen, wo werden sie denn später einmal ihre Nahrung finden?"

Friedrich Engels sagt dazu:

„Die Tiere verändern durch ihre Tätigkeit die äußere Natur ebenso gut, wenn auch nicht in dem Maße wie der Mensch ... Denn in der Natur geschieht nichts vereinzelt. Jedes wirkt aufs andere und umgekehrt.

Aber wenn die Tiere eine dauernde Einwirkung auf ihre Umgebung ausüben, so geschieht dies unabsichtlich und ist, für diese Tiere selbst, etwas Zufälliges. Je mehr die Menschen sich aber vom Tier entfernen, desto mehr nimmt ihre Einwirkung auf die Natur den Charakter vorbedachter, planmäßiger, auf bestimmte, vorher bekannte Ziele gerichteter Handlung an.

Das Tier vernichtet die Vegetation eines Landstriches, ohne zu wissen, was es tut. Der Mensch vernichtet sie, um in den freigewordenen Boden Feldfrüchte zu säen oder Bäume und Reben zu pflanzen, von denen er weiß, daß sie ihm ein Vielfaches der Aussaat einbringen werden. Er versetzt Nutzpflanzen und Haustiere von einem Land ins andre und ändert so die Vegetation und das Tierleben ganzer Weltteile.

Was finden wir wieder als den bezeichnenden Unterschied zwischen Affenrudel und Menschengesellschaft? Die Arbeit. Das Affenrudel begnügte sich damit, seinen Futterbezirk abzuweiden. Es war unfähig, aus dem Futterbezirk mehr herauszuschlagen, als er von Natur bot, außer daß es ihn unbewußt mit seinen Abfällen düngte. Sobald alle möglichen Futterbezirke besetzt waren, konnte keine Vermehrung der Affenbevölkerung mehr stattfinden; die Zahl der Tiere konnte sich höchstens gleichbleiben."

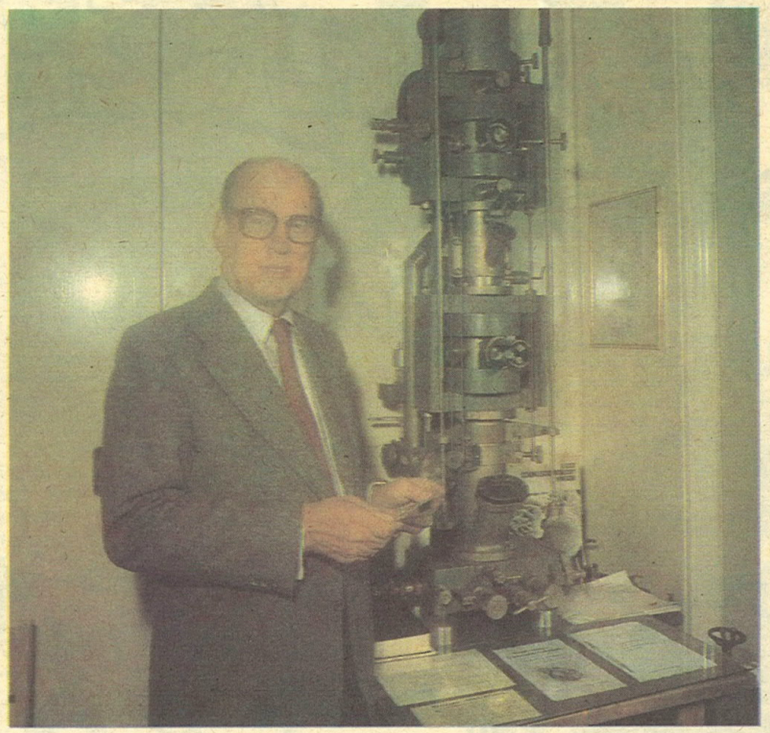
Zeichnungen: Richard Hambach

Egal, ob du in Schwerin wohnst, in Berlin oder Zittau – ein Knopfdruck genügt, und die Leute von „Pfiff" und „Phon", Professor Flimmrich, Gojko und der Fernsehkoch kommen zu dir ins Haus. Schulstoff und Tips von der Plattenbar werden dir durch den Fernseher serviert. Heute Selbstverständlichkeiten, denn „da hat vor fünfzig Jahren einer dran gedacht", könnte man in Abwandlung eines Schlagerliedes trällern.

Etwa zehn Jahre älter als du und schon berühmt war vor genau einem halben Jahrhundert Manfred von Ardenne, ein von der Technik besessener junger Forscher, als es ihm als erstem gelang, Fernsehbilder in der noch heute üblichen Weise mit rein elektronischen Mitteln von einem Sender auf einen Empfänger zu übertragen. Bereits zuvor hatte er durch die Rundfunk- und Schallplattentechnik revolutionierende Erfindungen von sich reden gemacht. Von nun an verging kaum ein Jahr, in dem Manfred von Ardenne nicht für Schlagzeilen sorgte. Höchste wissenschaftliche Auszeichnungen wurden ihm in allen Etappen seines ungewöhnlichen Lebens zuteil.

Doch ausruhen auf seinen Lorbeeren kann und will der heute 73jährige Wissenschaftler und Volkskammerabgeordnete nicht. Unermüdlich setzt er sich dafür ein, daß seine Forschungsergebnisse schnell zum Wohle der Menschen genutzt werden. Längst ist die Zeit vorbei, in der ein Forscher, seinem Können und seiner Phantasie vertrauend, still vor sich hinarbeitete. Auf dem „Weißen Hirsch" in Dresden leitet Professor von Ardenne eine Forschungsstätte, die seinen Namen trägt. Nur ein paar hundert Meter vom Institut entfernt befindet sich seine Patenschule, und die Pioniere sind nicht nur stolz auf diese Freundschaft, sondern ebenfalls sehr wißbegierig. Wie uns Frau Kegel, die Direktorin der 59. POS versicherte, geht es bei Gruppennachmittagen und anderen gemeinsamen Veranstaltungen sehr interessant zu. Neulich erregte beim Besuch des Professors eine Frage die Gemüter: Kann man Erfinden lernen? Ja, meinten die einen und verwiesen auf stolze MMM-Ergebnisse. Skeptisch blieben die anderen.
Gibt es ein Patent, patent zu werden oder wird einem das in die Wiege gelegt? War Professor von Ardenne zeit seines Lebens ein Genie ohne Fehl und Tadel? Das interessierte auch uns. Und so baten wir den Professor um ein „FRÖSI-ERFINDER-SCHULE-INTERVIEW.

Wie wird man ERFINDER?



Herr Professor, wann zeigte sich Ihr Erkenntnisdrang zum ersten Mal?

(lachend): „Das war vielleicht, als ich mit vier Jahren das Verhalten eines kolloidalen Gemisches auf besondere Weise feststellen wollte. Ich hatte versucht, den Inhalt einer Hautcremedose mittlerer Größe möglichst gleichmäßig auf der Tapete des großväterlichen Gästezimmers zu verteilen. Großen Eifer löste bald danach ein Weihnachtsgeschenk, ein Kasten mit über hundert Vierkanthölzern, Nägeln und Hammer, aus. Nach Vorlagen oder eigenen Vorstellungen konnte man damit eine kleine Welt zusammenzimmern. Solche Dinge regen die schöpferische Phantasie weit mehr an, als festgefügtes mechanisches Spielzeug, sei es noch so chromblitzend. Später dann, in meiner Bastelphase, wurden meine Versuche immer komplizierter, doch waren sie meist von solcher Art, daß sie auch von meiner Familie toleriert und gefördert wurden; die Bestimmung von Hautcreme war mir inzwischen klar geworden."

Wann war diese Bastelphase?

„Sie erstreckte sich fast über meine ganze Schulzeit, etwa bis zum 14. Lebensjahr und ging dann unmerklich in das Stadium wissenschaftlicher Forschung über."

Gab es ein Ereignis, das dazu führte, daß heute der Naturforscher und Erfinder und nicht der Musiker oder Maler von Ardenne vor uns sitzt?

„Ja, ein Bekannter zeigte mir die optischen Erscheinungen in einem Fotoapparat. Die Beobachtung des ‚Kopfstandes der Welt' auf der Mattscheibe löste heftige Empfindungen und meine optische Bastelphase aus. Spätere Entdeckungen auf dem Gebiet der Elektronenoptik mögen mit diesem Erlebnis im Zusammenhang stehen."

Technische Basteleien kosten doch sicher eine Menge Geld.

„Das stimmt. Geld für meine Versuche brauchte ich immer. Ich trat als Familienfotograf in Aktion, verkaufte selbstgebaute Fotoapparate an Bekannte und auch Messinghülsen an Altstoffhändler."

Und es waren ausschließlich technische Interessen, die Sie in diesen frühen Jugendjahren zu Ihren Versuchen bewegten?

„Jetzt bringen Sie mich etwas in Verlegenheit. Nein, ein Musterknabe war ich nicht. Neben ernster wissenschaftlicher Neugierde, die mich antrieb, hatte ich genauso Streiche und Unsinn im Kopf, wie später meine Söhne und heute die Enkel. Erbsen, die mit für chemische Versuche bestimmten Glasröhren gegen die Fensterscheiben der Nachbarn geblasen wurden, heimliche Signale im Unterricht mittels Morsealphabet und leider noch heute mitunter übliche Experimente mit Knallkörpern gehören auch in diese Zeit."

Eine nicht ungefährliche Sache. Wohlbehalten und gesund wie Sie heute vor uns sitzen, nehme ich an, daß Sie jedes Mal mit einem blauen Auge davongekommen sind.

„Mit blauem Auge und verletztem Ohr. Letzteres brachte mir übrigens die Bekanntschaft mit einem Chirur-

Aus „Manfred von Ardenne – Ein glückliches Leben für Technik und Fortschritt", Kapitel „Meinen jüngeren Lesern zugeeignet" (gekürzt):

Entwickelt bei allen Dingen des Lebens einen unversiegbaren Optimismus. Habt stets eine heitere Einstellung zum Leben und seinen Zwischenfällen, resigniert nie.

Seid einfach und natürlich, zeigt echte Bescheidenheit. Wenn ihr mit oder ohne Schuld einem Menschen Leid zugefügt habt, so versucht das durch vermehrte Güte auszugleichen.

gen und dessen Röntgenanlage. Die geheimnisvollen Strahlen faszinierten mich so, daß ich alles dransetzte, um diese Anlage zu erwerben. Bald darauf verlagerten sich meine Interessen von der Fotografie immer mehr in Richtung Physik, Radiotechnik und Astronomie."

Was sagten die Eltern zu den Leidenschaften ihres Sohnes?

„Sie schenkten mir eine Influenzmaschine, ein Gerät, mit dem man hochgespannten Gleichstrom erzeugen kann. Ich durfte mir mein ‚Rumpelkammerlabor' in der Wohnung einrichten."

. . . und die Schule?

„Das ist zwiespältig. Einerseits stand ich in der unumstrittenen Gunst der Physik-, Chemie- und Mathelehrer. Das Wissen, welches ich in diesen Fächern erhielt, regte mich zu weiterführenden Versuchen zu Hause im Labor an. Bei Goethe, Schiller und der deutschen Geschichte aber wollten meine Gedanken nicht bleiben. Während ich scheinbar zuhörte, stellte ich im Kopf die Versuche des Nachmittags zusammen. Später habe ich gemerkt, daß auch diese Fächer wichtig sind. Genau wie die Künste und der Sport, denen ich viel verdanke und die aus meinem Leben nicht mehr wegzudenken sind."

Gab es einen Erwachsenen, ein Vorbild, das Sie bei Ihren Experimenten an die Hand nahm?

„Dr. Loewe, ein kluger Erfinder. Bei diesem Physiker lernte ich, wie Ideen erarbeitet und durchgesetzt werden."

Wie alt waren Sie, als Sie Ihr erstes Patent anmeldeten?

„15 Jahre."

Und wieviel Erfindungen und Patente sind es heute?

„Das ist schwer zu sagen. Unter etwa 550 wissenschaftlichen Veröffentlichungen und 32 Büchern, in denen sich neue Erkenntnisse niederschlagen, steht mein Name.

Können Sie unseren Lesern für die „Messe der Meister von morgen" ein Rezept, ein Patent nennen, das „erfinderisch" macht?

„Nichts als endgültig, als fertig ansehen. Ich betrachte jedes Gerät, jede Maschine, jedes Verfahren stets zuerst unter dem Gesichtspunkt: Was kann man verbessern. Es gibt nichts, was nicht durch Nachdenken und ausdauernden Fleiß weiter optimiert werden könnte."

Das Gespräch führte Annette Dubbers

Fotos: Erhard Freund

Verträumt nicht euer Leben, sondern erlebt eure Träume. Nutzt jede Stunde so, daß ihr sie später gut verwendet findet. Habt Mut zum Erleben, empfindet Freude auch an kleinen Dingen.

Verfolgt ein für richtig erkanntes Ziel mit zäher Ausdauer bis ihr es erreicht habt.

Unterscheidet Wesentliches von Unwesentlichem.

Versucht euren Lebensberuf so zu wählen, daß er euren Neigungen nachkommt. Seid Vorbild durch Leistung und Taten, nicht durch Worte.

DAS ROTE HERZ

TEIL I

Not lehrt kämpfen

Text: Jürgen Polzin, Zeichnungen: Günter Hain

1. Ein früher Sommermorgen des Jahres 1904.
Robert, ein Berliner Proletarierjunge, muß wie immer früh aufstehen. Wehmütig sieht er auf seine drei jüngeren Geschwister. Die können noch schlafen! Mit sieben Jahren ist er der Älteste und muß sein Brot schon selbst verdienen. Vater arbeitet als Hucker auf dem Bau. Der karge Lohn reicht nicht, um alle satt zu machen.
„Na, komm, Fiep!" seufzt Robert und streicht dem Mäuserich das samtene Fell. Seit er ihn aus der großen Mausefalle eines Mehllagers befreite, ist Fiep sein lustiger Spielgefährte und heimlicher Begleiter.

2. Obwohl es erst fünf Uhr früh ist, sind bereits viele Menschen unterwegs: Gemüsefrauen und Straßenfeger, Dienstmädchen und Zeitungsjungen. Robert begegnet manchem Spielgefährten aus der Mietskaserne. Auch sie müssen für ein paar Pfennige mehrere Stunden lang vor und nach der Schule arbeiten. In den meisten Proletarierfamilien ist Schmalhans Küchenmeister.
Robert legt einen Schritt zu. Der Bäckermeister verlangt Pünktlichkeit von seinen Semmeljungen.

3. Der Altgeselle Wilhelm ist gefürchteter Alleinherrscher in der Backstube. Die Lehrlinge kosten dem Meister nur das Essen und ein paar Arbeitssachen.
„Warum ist der Altgeselle heute wieder so wütend?" fragt Robert leise seinen Freund, den Lehrling Helmut. – „Hat Krach mit dem Meester jehabt."

4. „Der Schinder Wilhelm hat seinen Krach weg!" Er setzt die Kiepe ab. „Und für die Ohrfeigen von heute kriegt er wieder eenen Denkzettel!" Er öffnet einen Semmelbeutel. „Immer reinspaziert, Herr Fiep!" fordert er den Mäuserich auf, „und mach' deine Sache gut!"

5. Müde vom Laufen und Treppensteigen liefert Robert den letzten Semmelbeutel in der Küche von Schlossermeister Grobert ab. Wie immer besucht er seinen Freund Kalle in der Werkstatt.
„Verschwinde, hier ist dicke Luft. Paule hat'n Bohrer abgebrochen. Der Alte ist wild." Robert kann nicht mit ansehen, wie der Meister mit dem Lederriemen auf den Lehrling Paul einschlägt. Erschüttert wendet er sich ab und geht.

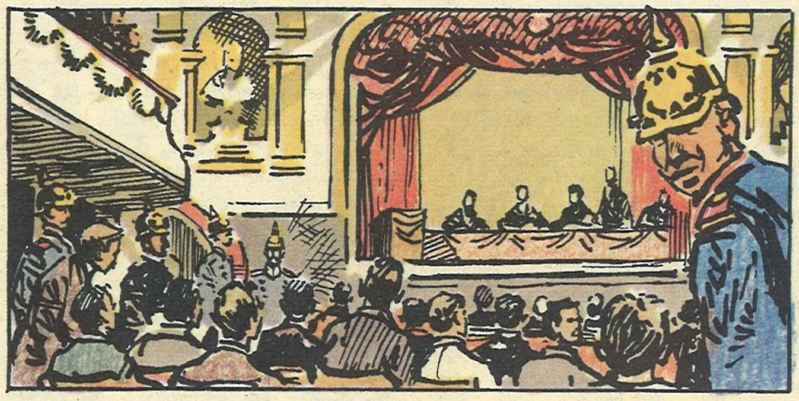
6. Niedergeschlagen verläßt Robert die Schlosserei, um sich über den Hof schnell davonzustehlen.
Doch still! Weint da nicht jemand? Hinter den Mülltonnen findet er Paul. „Ich halte das nicht mehr aus!" klagt der ihm sein Leid. „Kein gutes Wort haben die für mich, nur Prügel und Antreiberei!"

7. Ob Paul sich beruhigt hat? denkt Robert auf dem Rückweg von seiner Nachmittagstour. „Komm, Fiep, wir linsen mal in die Werkstatt", sagt er zum Mäuserich, der sich unter dem Hemd bemerkbar macht. Aber es kommt anders. An der Toreinfahrt empfängt ihn Kalle aufgeregt: „Hast du Paul nicht gesehen? Er is weg, spurlos verschwunden!"

8. Während sie noch rätseln, wo sie Paul suchen sollen, kommt ein trauriger Zug die Straße entlang. „Was ist passiert?" ruft Kalle entsetzt. „Uffjehangen hat sich der dämliche Bengel!" schnauzt der Gendarm. „In den Tod gejagt haben die Schinder ihn!" schreit Kalle auf. „Maul halten! Keine aufrührerischen Reden!" brüllt der Gendarm.
„Das Maß ist voll!" sagt Kalle.

9. „Was will denn das Küken hier?“ will einer wissen, als sich die Lehrlinge in dem Lokal versammeln.
„Geht in Ordnung, Robert gehört zu uns“, beruhigt ihn Kalle. Dann sagt Helmut: „Ihr habt von Pauls Tod gehört. So geht das nicht weiter. Wir müssen uns gegen die Schinder wehren!“ „Aber wie denn?“ „Darüber will ich gerade reden“, antwortet Helmut dem Zwischenrufer. Er berichtet, daß ihre Leidensgenossen in Belgien und Österreich Lehrlingsvereine gegründet haben. Sein Vorschlag, ihrem Beispiel zu folgen, findet allgemeine Zustimmung.

10. Ende September wird der „Verein der Lehrlinge und jungen Arbeiter Berlins“ gegründet. Er zählt 24 Mitglieder. Helmut wird Vorsitzender. Darauf ist Robert stolz. Jetzt gilt es, viele neue Mitglieder zu werben. Dazu wollen sie eine öffentliche Versammlung durchführen. Druckerlehrlinge haben heimlich Flugblätter gefertigt. Die Vereinsmitglieder verteilen sie vor den Fortbildungsschulen der Lehrlinge. Robert darf mitmachen. „Achtung, Leute! Nicht vergessen: Am Sonntag große Lehrlingsversammlung!“



11. „Nicht zu fassen!“ ruft Kalle begeistert. „Der Saal ist überfüllt und immer noch kommen welche!“ „Daran siehst du, wie sehr unser Verein gebraucht wird“, antwortet Helmut. „Schau mal!“ unterbricht ihn Kalle. „Die Polente gibt uns ooch die Ehre.“ Er zeigt zum Seitengang, wo ein Kommando Gendarmen Aufstellung nimmt. Da müssen wir für Ruhe und Ordnung sorgen, überlegt Helmut, sonst löst die Polente unsere Versammlung auf.
„Die haben Angst vor uns!“ meint Kalle weiter. „Das müßte mein Meister sehen!“

12. Sie entdecken noch andere ungebetene Gäste: Mitglieder des Christlichen Jünglingsvereins.
Dann tritt Helmut ans Rednerpult und erklärt die Ziele des „Vereins der Lehrlinge und jungen Arbeiter Berlins“.

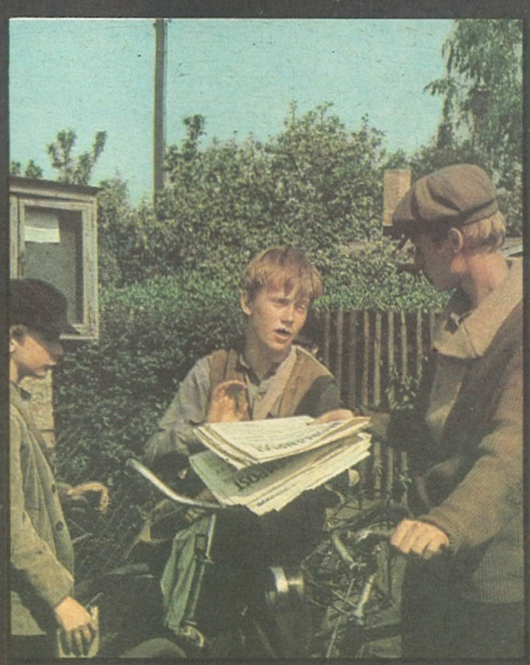
13. Als erster Diskussionsredner meldet sich Herr Hofprediger Mumm. Beschwörend wendet er sich an die Versammelten: „Laßt euch nicht irreführen! Eure Rechte können doch nur die Behörden und wir, die christlichen Lehrlingsvereine vertreten!“

14. „Eine Frage, Hochwürden!“ unterbricht ein Lehrling den Pastor. „Wie haben Sie denn bisher unsere Rechte vertreten?“ Mit ein paar Sätzen ist er auf der Bühne und reißt sein Hemd auf: „Hier! Das sind Striemen, die bringt mir mein Meister täglich mit dem Riemen bei. Was tun Sie gegen die Prügelei?“

15. Diese Niederlage bringt die christlichen Jünglinge in Harnisch. Mit Pfeifen und Sprechchören versuchen sie, die Versammlung zu stören. Robert hat sich an die Krakeeler herangeschlichen. Dort – der lange Blonde ist bestimmt ihr Anführer! Den müßte man zum Schweigen bringen. Mit einem bedauernden „Es muß sein, Fiep!“ zieht er den Mäuserich aus der Tasche. Angeekelt stürzt der Blonde aus dem Saal.

16. Kalle freut sich: „268 neue Mitglieder, wenn das kein Erfolg ist!“ In die allgemeine Freude hinein sagt Helmut zu Robert: „Und das mit dem Mäuserich war großartig. Wie die aus dem Saal geflitzt sind!“ „Gerade zur rechten Zeit, die Polente wollte die Versammlung schon auflösen“, bestätigt Kalle. „Aber Fiep is tot“, sagt Robert.

Fortsetzung folgt



Fotos: Siegfried Skoluda

Von Fahrrädern, Flüstertüten und Zigeunern

Eine Reportage von den Dreharbeiten zu dem neuen DEFA-Kinderfilm „Als Unku Edes Freundin war".

Eigentlich gibt es in der Berliner Pfarrstraße, nahe dem S-Bahnhof Ostkreuz, nicht viel zu sehen: alte Mietshäuser, von denen der Putz bröckelt, Werkstätten, Schuppen, verblaßte Ladenschilder über schon seit langem geschlossenen Jalousien, Gaslaternen, wenig Grün. Dem DEFA-Szenenbildner Harry Leupold kam es sehr gelegen, daß diese alte, häßliche Straße noch so daliegt, denn er brauchte nur wenig zu verändern und schon konnte hier der Arbeiterjunge Ede auf seiner Suche nach dem Zigeunermädchen Unku mit seinem neuen Fahrrad unter schrillem Geklingel durchrasen.

Aber da sind wir schon mittendrin in dieser Geschichte zweier Kinder im Berlin von 1929, das heißt, drin in den Aufnahmen zu einem neuen Kinderfilm, der heißen wird: „Als Unku Edes Freundin war".

„Achtung, alles fertig zur ersten Probe!" schreit ein junger Mann durch die „Flüstertüte", einem Handlautsprecher. Den braucht er schon, damit alle, die hier auf der Pfarrstraße mitspielen, den Einsatz nicht verpassen: die Kinder in den altmodischen und verschlissenen Kleidchen, die Frauen mit vorgebundenen Schürzen, die einen Schwatz vor der Haustür machen, das junge Mädchen mit dem auf hohe Räder gebundenen Wäschekorb, in dem ein Baby – hier eine Babypuppe – ausgefahren wird, der Schusterjunge mit einem Paar Langschäfter über der Schulter, das Trüppchen Zeitungsjungs mit Kniehosen und Schiebermützen, der Fahrer des klapprigen Taxis und der in dem altmodischen Dreirad-Lieferwagen. Sie alle bewegen sich auf ein Zeichen hin, spielen einen Vormittag im April 1929. Und dann biegt Ede mit schrillem Klingeln in die verwandelte Straße ein. „Stop. Noch einmal. Das Dreirad bitte schneller anfahren, sofort, wenn das Taxi weg ist. Und die Fußgänger bitte normales Tempo", ordnet der Aufnahmeassistent an. Noch einmal und noch einmal wird probiert. Jetzt könnte man eigentlich drehen, also mit der Filmkamera Aufnahmen machen. Aber da sind, wie so oft in diesem Sommer, dicke Wolken heraufgezogen. Der Kameramann winkt ab, zu dunkel. Wir müssen warten. Wieder einmal.

„Zuerst fand ich alles sehr aufregend, aber jetzt – manchmal ist es sogar langweilig, oft gibt es Pausen, weil irgendetwas nicht so geworden ist. Man kann eben nicht alles hintereinander weg aufnehmen und selbst wenn dann die Kamera läuft... Je mehr Leute an einer Szene beteiligt sind, desto mehr können etwas verkehrt machen. Der Regisseur stoppt uns und dann geht es wieder von vorn los", erzählt mir Axel Lindner, der Ede. Ich frage ihn, wie ihm der Ede gefällt, den er spielen muß, ob er alles genauso machen würde? „Nein, nicht genauso", meint der Axel, der 1980 zwölf Jahre alt ist, über den Ede, der 1929 so alt war. „Ich wäre nicht so schüchtern."

Stimmt, Axel ist nicht ängstlich, so ein richtiger semmelblonder, pfiffiger Berliner, wie ihn die Schriftstellerin Alex Wedding beschrieb in ihrem Buche, das viele von euch kennen werden. Natürlich kann die Geschichte aus dem Buch nicht haarklein genauso verfilmt werden, wie sie einst von der Schriftstellerin Grete Weiskopf, die sich Alex Wedding nannte, weil sie für die Kinder aus diesen Arbeitervierteln Berlins arbeiten wollte, aufgeschrieben wurde.

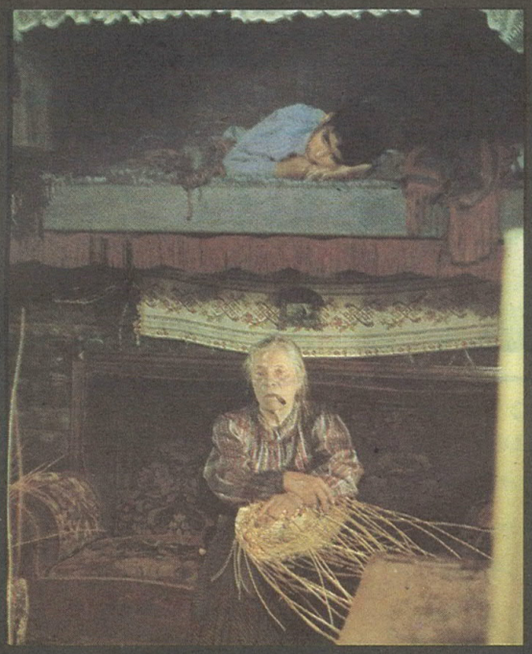
Der Produktionsleiter, Dr. Walter Kronental erzählt mir: „Wir spielen die Geschichte von dem Proletarierjungen Ede und dem Zigeunermädchen Unku, die es ja einst wirklich gegeben hat. Edes Vater wurde arbeitslos und der Junge wollte helfen, Geld für's Essen und für neue Schuhe durch Zeitungaustragen zu verdienen. Eine schwere Zeit und für Ede war es manchmal gar nicht so selbstverständlich, daß er etwas zum Abendbrot bekam, noch viel weniger, daß ihm ein Fahrrad gehörte. Da lernt er auf dem Rummelplatz Unku kennen und die beiden werden Freunde. Ede sieht, wie viele Menschen den Zigeunern überheblich begegnen, sogar seine Schulfreunde, aber vor allem die, die etwas haben, keinen Hunger kennen. Unku weiß, was Hunger ist. Ede und Unku halten zusammen."

Aber mehr soll hier nicht verraten werden. Im Frühjahr 1981 werdet ihr den fertigen Film dann in den Kinos sehen können.

Ulrike Degen

Vom 6. bis 13. Februar 1981 ist das Zweite Nationale Festival für Kinderfilme der DDR in Kino und Fernsehen.
Das heißt „Goldener Spatz" und ist in Gera.

Gezeigt werden unter anderem:
„Das tapfere Schneiderlein"
„Der Katzenprinz"
„Das Pferdemädchen"
„Der Spiegel des großen Magus"
„Die Bremer Stadtmusikanten"
„Nicki"



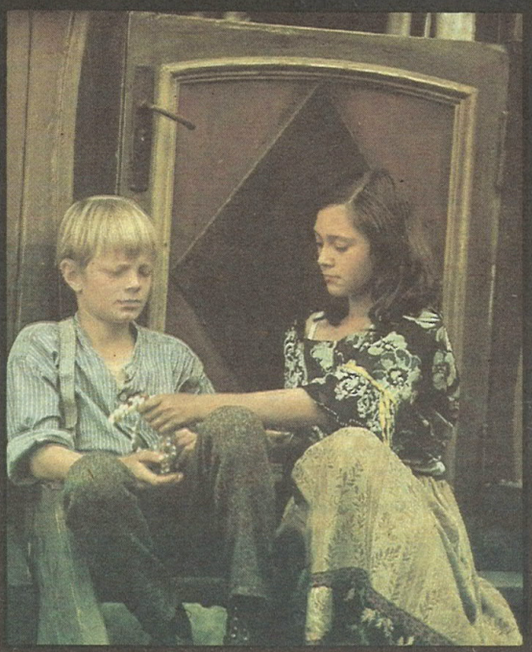
Axel Lindner spielt den Ede. Eigentlich ist er Schüler der 18. Oberschule in Berlin-Friedrichsfelde. Vierzig Tage stand er vor der Kamera. Für die Prämie, die Kinderdarsteller für ihre Arbeit bekommen, wird er sich ein gutes Angelzeug kaufen, denn Axel ist begeisterter Angler.

Das ist die Unku. Eigentlich heißt sie Jaqueline Ody und wohnt in Berlin-Lichtenberg. Ebenso wie Axel wurde sie aus einem großen Kreis von Berliner Kindern von Regisseur Helmut Dziuba ausgesucht. Obwohl Filmen ihr großen Spaß macht, will sie auch weiter ihrem Berufswunsch Dolmetscherin treu bleiben.

Fast zwanzig Kinder haben in diesem Film große und kleine Rollen. Sie müssen in ihrer Filmzeit doppelt fleißig sein, denn da muß der Rollentext genauso gut gelernt werden wie das Pensum für den Schulunterricht. Ohnehin dürfen nur Kinder Schauspieler werden, die gute Zensuren haben. Was sie durch Dreharbeiten versäumen, holen Lehrer ihrer Schulen, die von der DEFA für Nachhilfe- oder Intensivunterricht gewonnen werden, mit ihnen nach.

Die berühmte Schauspielerin Lotte Loebinger spielt die Zigeuner-Oma. Die Zigeuner haben eine eigene Sprache, das Romani, in dem sich auch Unku und ihre Großmutter zuweilen unterhalten.

Die Zigeuner, fahrende Leute, wurden in jener Zeit nicht geachtet, weil sie arm waren und nicht in festen Häusern lebten. Ede interessiert sich für die Zigeuner.



Unverwüstlich

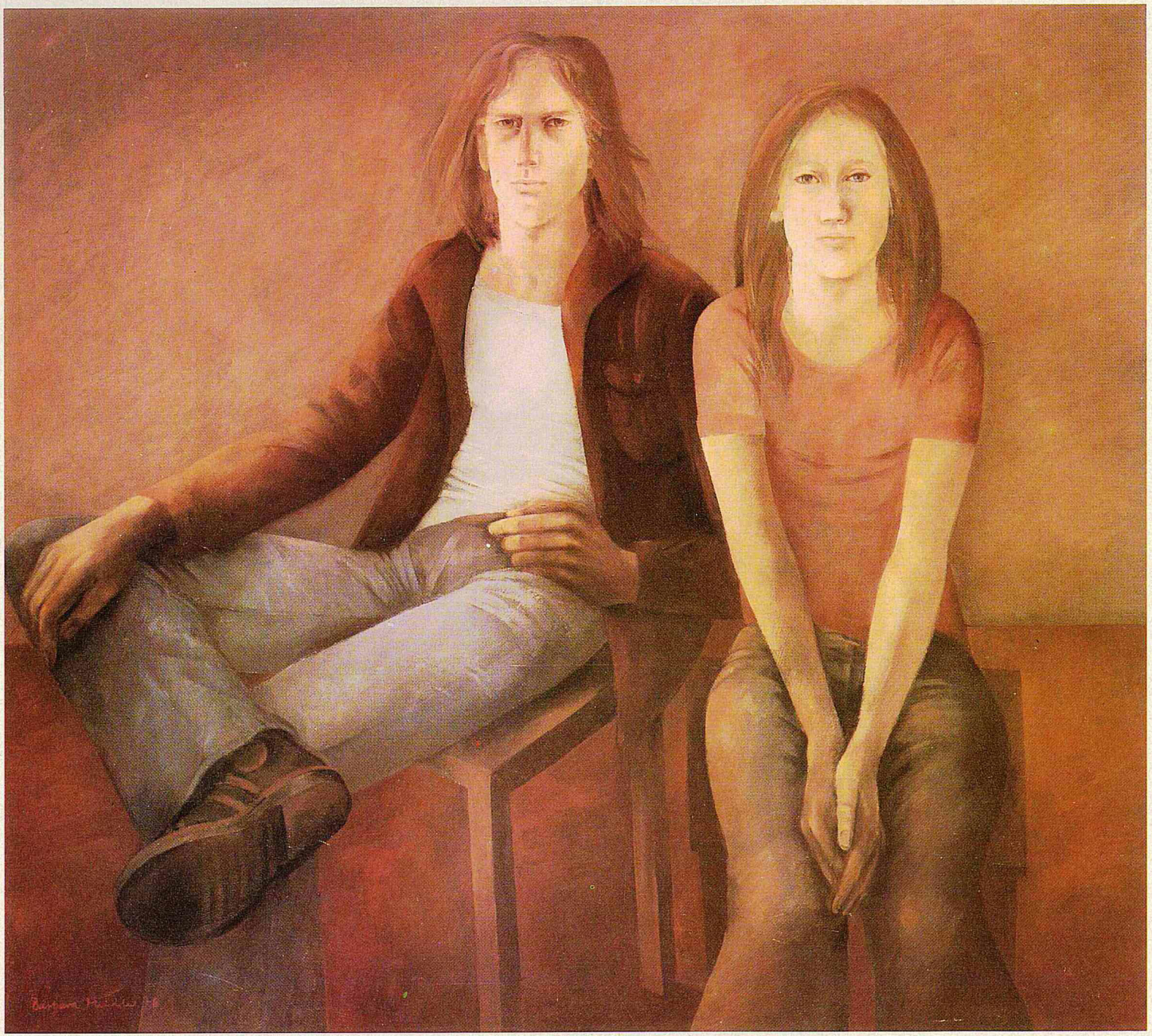
Ganz heimlich war der erste Schnee gesunken,
Aus grauem Himmel naß und schwer.
Die grüne Wiese ist im Weiß ertrunken,
Den Trampelpfad gibt es nicht mehr.
Die Schüler rennen hochbeglückt,
Vom weißen Wunder ganz entzückt.
Der Trampelpfad? Da ist er ja!

Ursula Popandopulo

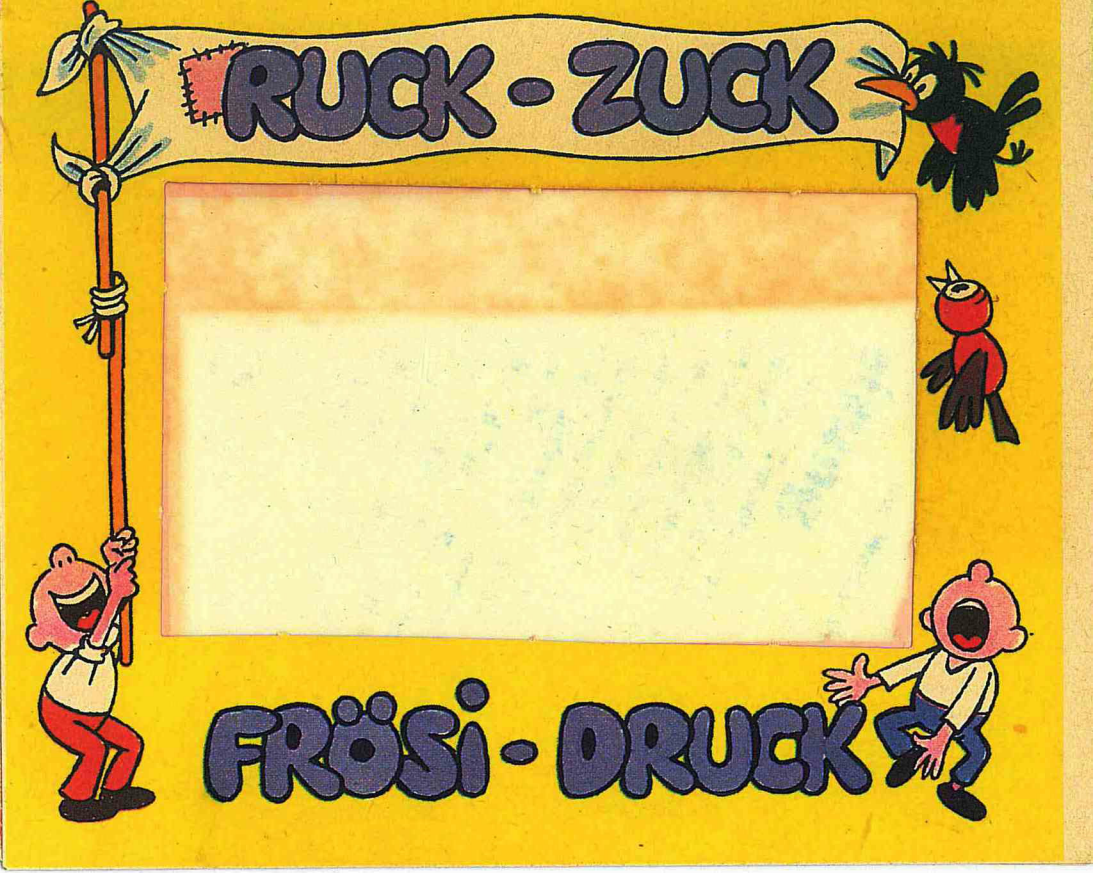
Foto: Ralph Judisch

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewl. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler, Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.

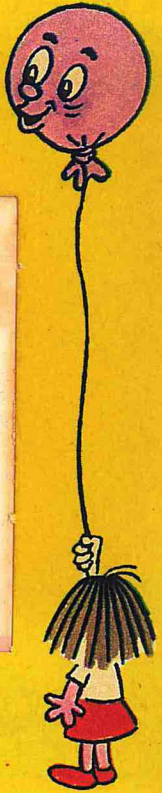
Bild des Monats
„Frösi“ 1/81



Barbara Müller
(geb. 1938), DDR,
„Paar“, 1976, Öl


RUCK-ZUCK
FRÖSI-DRUCK

RUCK-ZUCK



FRÖSI-DRUCK